

Band 1201 • 2,60 DM/1,33 €

BASTEI

Neuer Roman

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Die Windjäger

BASTEI
ROMAN

Band 1201 • Deutschland 2,60 DEM/1,33 €

Ostereich 20 ATSh/1,45 € - Schweiz 2,00 CHF

Itali. 6500 LIRE/1,60 € - Niederl. 3,00 NLG/1,55 € - Frankr. 1950 FRF/1,60 €

Span. 3100 PESO/1,60 € - Griech. 4200 DRACH/1,60 € - Port. 380 PTE/1,60 €





GEISTERJÄGER **JOHN SINCLAIR**

Die große Gruselserie von Jason Dark

JOHN SINCLAIR 1201

DIE WINDJÄGER - TEIL 2

Der Schuss, die tödliche Kugel, die in den Kopf der zwölfjährigen Rosy schlagen würde, um ein junges Leben auszulöschen - darauf hatte sich die Tierärztin Maxine Wells einstellen müssen, auch wenn es noch so grausam und unmenschlich war.

Aber Babur, der Killer, schoss nicht. Etwas hatte ihn aus dem Konzept gebracht - das Telefon!

Es hatte genau im richtigen Augenblick geklingelt. Selbst der Killer war davon überrascht worden, und sein Zeigefinger verharrte und zog den Abzug der Waffe nicht durch. Maxine Wells zuckte zusammen. Sie glaubte, aus einem Albtraum zu erwachen, und sie wollte auch zum Hörer greifen, denn der Apparat stand nicht weit entfernt, neben der kleinen Mikrowelle.

»Nicht!«, zischte der Killer.

Maxine ließ ihre Hand sinken. Der Killer, die Ärztin, Rosy Mills und Carlotta, um die sich im Prinzip alles gedreht hatte, blieben wie erstarrt stehen. Die Atmosphäre innerhalb der Küche hatte sich verändert. Die Luft schien plötzlich zum Schneiden dick und gleichzeitig aufgeladen zu sein.

Maxine glaubte, neben sich zu stehen, während der Apparat weiterhin klingelte. Sie wagte nicht mal, mit den Augen zu zwinkern und hielt sogar die Luft an.

Rosy Mills tat auch nichts. Ihre Augen waren weit aufgerissen. Sie schaute auf den Killer, als wollte sie versuchen, ihn zu hypnotisieren. Für sie war besonders die Waffe wichtig, auf deren Lauf sich der lange Schalldämpfer abzeichnete. Niemals zuvor hatte Rosy etwas Derartiges gesehen.

Dann gab es noch Carlotta!

Um sie drehte sich alles. Sie war das Mädchen mit den Flügeln. Sie war eine Mischung aus Mensch und Vogel. Ein neues Geschöpf und Lebewesen, dessen Existenz mit einfachen Begriffen nicht zu erklären war. Sie hatte die Flucht geschafft, Hilfe gesucht und sie auch gefunden, nun aber steckten sie zu dritt in der Falle, denn der Killer Babur war schneller gewesen.

Carlotta stand am Fenster. Zumindest in der Nähe. Das Rollo war nicht ganz vor die Scheibe gezogen worden, durch das untere Drittel konnte sie in den Garten blicken. Sie bewegte sich auch nicht, aber sie zeigte auch nicht die Überraschung oder das Entsetzen, das die beiden anderen erfasst hielt.

Das Klingeln verstummte nach dem achten Mal.

Wieder senkte sich Stille über die Küche, und nichts hatte sich verändert.

Jeder stand am gleichen Fleck. Nach wie vor zielte die Mündung der Waffe auf Rosys Kopf.

Babur entspannte sich ein wenig. Es zuckte um seine Lippen. Bevor er seinen Plan in die Tat umsetzte, sprach die Ärztin ihn an.

»Bitte, Mister, bitte, überlegen Sie es sich. Es sind Kinder, die sie töten wollen. Sie können doch nicht ein junges Leben auslöschen. Wenn Sie eine Geisel brauchen, um irgend etwas zu regeln, dann nehmen Sie mich, bitte. Ich ... ich ... stelle mich Ihnen zur Verfügung, aber lassen Sie die Kinder laufen.«

Der Killer lächelte kalt. »Ich soll sie laufen lassen? Den Trumpf einfach abgeben? Nein, wo denken Sie hin, Doc? Carlotta ist wichtig für die Welt. Sie ist einmalig, sage ich Ihnen, und wir bestimmen den Zeitpunkt, wann sie der Welt und damit der Öffentlichkeit präsentiert wird. Das sollten Sie nicht vergessen. Es müssen Opfer gebracht werden, das war schon immer so bei den großen Dingen, die in der Welt passierten. Um Menschen zu retten, mussten im Vorfeld auch welche sterben. Das ist die Regel.«

»Aber sie wurden nicht kaltblütig ermordet. Es wird niemand gerettet, wenn Sie uns umbringen.«

»Zeugen sind schlecht. Das sollten Sie wissen.«

Die Ärztin gab nicht auf. »Und was ist mit der Polizei?«, fragte sie. »Wenn hier die Leichen gefunden werden, gibt es in Dundee einen Aufruhr. Man wird nicht eher ruhen, bis man den Mörder gefunden hat. Unsichtbar können auch Sie sich nicht machen.«

»Zerbrechen Sie sich über meine Probleme nicht den Kopf, Doc. Ich weiß, was ich zu tun habe, und ...«

Wieder meldete sich das Telefon!

Ob der Killer nervös wurde, konnte Maxine nicht sagen. Jedenfalls zischte er einen Fluch.

»Ich bekomme ständig Anrufe«, sagte sie.

»Ach ja?«

»Ich habe eine Praxis!«

Babur richtete die Mündung auf Maxines Kopf. »Dann sagen Sie, dass die Praxis geschlossen ist! Und kein Wort mehr! Haben Sie verstanden, Doc?«

»Das habe ich!«

Maxine hob ab. Sie wusste nicht, wer sie anrufen wollte. Es konnte mit ihrem Beruf zusammenhängen, aber es gab auch jemand, den sie erwartete. Vielleicht war es John Sinclair, der inzwischen in Dundee gelandet war, das hatte sie erfahren. Und es war möglich, dass er die richtigen Schlüsse zog, wenn sie einen bestimmten Satz sagte.

Sie musste sich wahnsinnig zusammennehmen. Die Stimme konnte nicht normal klingen, diese Nerven brachte sie nicht auf, und so schrie sie fast in den Hörer.

»Die Praxis ist geschlossen!« Sofort danach legte sie auf.

Babur war zufrieden. Er lächelte sogar. »Na bitte, dann wissen die Leute ja Bescheid.«

»Nur einer.«

»Auch egal, ich ...«

Bisher hatte sich Rosy nicht gemeldet. Plötzlich aber stellte sie eine Frage, und damit überraschte sie die anderen.

»Das war bestimmt John Sinclair! Dann wird er gleich hier sein und uns besuchen...«

Babur sagte nichts. Zumindest nichts in den nächsten Sekunden. Aber der Ausdruck in seinen Augen bewies, dass er schon genau mitbekommen hatte, was die Kleine meinte.

»Wer ist das?«

»John Sinclair«, flüsterte Maxine.

»Klar, den Namen habe ich verstanden. Aber wer, zum Teufel, ist John Sinclair?«

»Ein Freund!«

»Der kommen will? Wann?«

»Bald!«

Babur überlegte. Er zielte wieder auf die Stirn der Tierärztin. Seine Mundwinkel zuckten, die Augen hatten sich verengt, und Maxine glaubte, darin das kalte Licht des Todes zu sehen.

»Ja«, sagte er dann. »Danke, dass Sie mir alles gesagt haben. Daraus kann ich meine Konsequenzen ziehen. Ich werde mich wohl beeilen müssen, denke ich. Um so eher die Kugel...«

Carlotta ging. Sie überraschte selbst den Killer. Bevor er reagierte, war sie schon an ihm vorbei, und der Weg führte sie auf die offene Küchentür zu.

»He, was ...«

Carlotta ging weiter und sprach dabei. »Du kannst schießen, Babur. Warum schießt du nicht? Ich zeige dir meinen Rücken. Du hast auch auf uns geschossen, als wir flohen. Los, drück doch ab, aber ich weiß nicht, ob es der Professor gut findet.«

»Er hat es mir überlassen, ob ich sie tot oder lebendig zurückbringe, verdammt!«

»Wäre ihm lebendig nicht lieber?«

»Keine Ahnung, aber ich glaube, dass ich hier entscheiden muss.« Er drückte ab. Der Schalldämpfer verschluckte einen großen Teil des Knalls. Die Kugel hätte treffen müssen, weil Carlotta nicht zu verfehlen war, aber sie schlug neben ihr in den Boden und löste einen Holzspan aus dem Belag.

»Die letzte Warnung, Carlotta. Meine nächste Kugel wird deine Schulter treffen oder dein Bein. Du bist auch angeschossen oder als Krüppel noch wertvoll.«

Darauf konnte Carlotta nichts erwidern. Sie blieb stehen, und sie drehte sich dabei langsam um.

Maxine hatte alles genau beobachtet. Sie wusste, dass Carlotta durch ihre Reaktion etwas Bestimmtes in Bewegung setzen wollte. Die Konzentration des Killers sollte abnehmen, um anderen eine Chance zu geben. In der Tat war die Mündung der Waffe nicht mehr auf sie gerichtet, jetzt interessierte Babur noch Carlotta.

Sie befanden sich in einer Küche. Und in einem derartigen Raum gab es zahlreiche Geräte, die auch zweckentfremdet werden konnten. Wie der Topf, der auf einer Herdplatte stand, als hätte man ihn vergessen. In der Tat hatte die Ärztin vorgehabt, ihn noch zu reinigen, und plötzlich war er für sie sehr wichtig. Es bestand noch immer ein Risiko, aber es gab auch die hauchdünne Möglichkeit, zu entwischen.

»Was willst du denn, Babur?« »Komm wieder her!« »Nein, ich«

»Du sollst kommen!« Er hatte Carlotta die Worte entgegengezischt, denn sie allein war für ihn wichtig. Die anderen beiden Menschen sah er nur als störendes Beiwerk an. »Schieß doch, ich ...« Maxine griff nach dem Topf. Was sie jetzt tat und in Bewegung setzte, bekam sie nicht richtig mit. Sie erlebte es wie in einem Schauspiel, wie eine Fremde, die trotzdem mit ihrer Persönlichkeit verbunden war. Der Mörder stand günstig. Er schaute strikt nach vorn und nicht zur Seite.

Sie umfasste den schweren Topf mit beiden Händen und wuchtete ihn nach rechts.

Volltreffer!

Das Gefäß erwischte Babur seitlich am Kopf. Und zwar mit der festen und schweren Bodenplatte. Maxine hörte das harte Geräusch des Aufpralls, vernahm einen überraschten Aufschrei und sah, dass der Killer zur Seite wegtaumelte und gegen den noch gedeckten Küchentisch fiel.

Maxine bewegte sich weiter. Sie erkannte sich in diesen Augenblicken selbst nicht mehr wieder. Sie wuchs über sich selbst hinaus und hörte sich brüllen.

»Hau ab, Rosy!«

Ob die Kleine gehorchte, sah sie nicht, denn sie griff bereits nach der Kakaokanne, riss sie hoch und schmetterte sie nach unten.

Babur war noch nicht ausgeschaltet. Er wollte sich erheben, aber die Ärztin war schneller. Bevor er die Waffe in ihre Richtung drehte, hämmerte sie ihm den Boden der Kanne ins Gesicht.

Babur kam nicht mehr in die Höhe. Er war schwer getroffen worden. Er stieß einen Fluch aus, dann keuchte er und versuchte, sich vom Tisch zu rollen.

Die Tierärztin schlug noch einmal zu!

Diesmal erwischte der Boden der Kanne das Kinn und die

Mundgegend des Mörders. Dann ließ sie das Gerät fallen und wollte dem Mann die Waffe aus der Hand reißen.

Sie schaffte es nicht mehr, denn Babur war es gelungen, sich über die Breitseite des Tisches zu rollen. Er prallte zu Boden. Dabei heulte er wie ein Tier, und Maxine wurde klar, dass er noch nicht erledigt war. Er war zäh, er würde weitermachen. Er würde seine Verletzungen ignorieren, und er besaß noch immer seine verdammte Waffe.

Für sie stand fest, dass sie fliehen musste. Weg aus der Küche. Raus aus dem Haus, bevor Babur wieder in der Lage war, auf sie zu schießen.

Rosy Mills hatte sie begriffen. Sie befand sich nicht mehr in der Küche. Mit langen Schritten hetzte Maxine der Tür entgegen. Sie wäre beinahe über ihre eigenen Beine gestolpert und hörte hinter sich die wütenden Flüche des Killers.

Dann war sie in der Diele. Die Eingangstür stand offen. Sie war wie der Weg in den Himmel für sie, nachdem sie die Hölle hinter sich gelassen hatte.

Der Killer war noch nicht wieder fit. Maxine konnte es nicht glauben, als sie plötzlich von der kalten Luft erwischt wurde. Sie spürte sie auf der Haut, sie lebte, obwohl die Welt um sie herum zu tanzen schien.

So sah sie nicht, wie ein Wagen am Rand der Straße anhielt und zwei Männer heraussprangen...

Die Schmerzen wühlten sich durch Baburs Kopf. Er schmeckte das Blut im Mund und merkte auch, wie es ihm aus der Nase sickerte und an seiner Oberlippe herabließ.

Er lag auf dem Boden!

Er - ausgerechnet er!

Sein Ego war angekratzt. Eine Frau hatte ihn nieder gemacht. So etwas war ihm noch nie zuvor passiert. Er litt, er hatte die

Übersicht verloren und fand auch kein Ziel mehr, das er hätte anvisieren können.

Wie die Schlange, die durch den Engel in die Hölle gestoßen war, lag Babur auf dem Küchenboden. In ihm kochte der Hass. Wenn ihm jetzt jemand in die Quere gekommen wäre, er hätte alle getötet, aber er hatte genug mit sich selbst zu tun.

Wie hart er war, bewies er in den folgenden Sekunden. Andere wären sicherlich liegen geblieben, er jedoch nicht. Mühsam drückte er sich hoch und war froh, die Tischkante in der Nähe zu wissen. Mit der linken Hand klammerte er sich daran fest. Zwar wackelte der Tisch, aber er reichte ihm letztendlich als Stütze aus, um auf die Beine zu kommen. Schwankend stand er da, saugte die Luft ein, verzog das Gesicht und hatte große Mühe, etwas zu erkennen. Jemand hatte um seine nähere Umgebung einen Schleier gelegt, der so leicht nicht verschwinden wollte. Die Waffe hielt er noch fest, doch die Mündung fand kein Ziel mehr. Es sei denn, er wollte den Boden perforieren.

Mit der freien Hand wischte er über seine Augen. Dabei gab er nicht Acht und verschmierte das Blut in seinem Gesicht. Das gesamte Gesicht schmerzte, und die Schmerzen - die Stiche - drangen auch in seinen Kopf, wo sie sich ebenfalls austobten.

Durch den verzerrten Mund holte er Luft. Die Partie über dem Kinn wirkte dabei wie die blutige Schnauze eines Raubtiers. Der Killer war es gewohnt, einzustecken. So brachte ihn auch dieser Angriff nicht um, und er schaffte es, die Schmerzen zu ignorieren. Er musste die Lage sondieren und fand das vor, was er sich schon gedacht hatte.

Bis auf ihn war die Küche leer. Seinen Geiseln war es gelungen, die Flucht zu ergreifen. Zudem war die Küchentür wieder zugefallen, sodass er nicht in den Eingangsbereich hineinschauen konnte.

Für Babur stand fest, dass er sich zurückziehen musste, obwohl ihm das gar nicht gefiel. Er war es gewohnt, bis zum

Letzten zu gehen, und das wollte er auch hier so halten.

Seine Bewegungen waren längst nicht mehr so geschmeidig, als er auf die Tür zuging. Er zog sie vorsichtig auf und spähte durch den Spalt.

Die Eingangstür stand offen. Leichter Dunst trieb in das Haus hinein. Von der Ärztin war nichts mehr zu sehen, und von den beiden Mädchen ebenfalls nichts.

Babur bewegte sich auf die Eingangstür zu. Noch immer war sein Gesicht blutverschmiert, aber das Äußere täuschte. Er war trotzdem wachsam wie ein angeschossenes Raubtier. Der Blick seiner Augen glich kalten Totenlichtern. Es gab im Haus genügend Möglichkeiten, sich zu verstecken, aber die offene Tür deutete auch auf eine Flucht ins Freie hin.

Bis zur Tür kam er nicht mehr. Er hörte Stimmen. Nicht nur die der Ärztin, sondern auch die eines Mannes.

Hatte Maxine nicht von einem gewissen John Sinclair gesprochen, den sie erwartete?

Er kannte ihn nicht. Babur wusste auch nicht, ob er mit den Ereignissen zu tun hatte, aber sein Instinkt riet ihm, vorsichtig zu sein. Er war nicht hundertprozentig fit, und so war es besser für ihn, sich zunächst zurückzuziehen, was nicht bedeutete, dass er schon aufgegeben hatte.

Als die Stimmen lauter wurden und sich der Eingangstür näherten, war Babur bereits verschwunden ...

Suko und ich hatten angehalten, waren aus dem BMW gestiegen, und was wir dann erlebten, war eine Überraschung, eine Begrüßung der besonderen Art. Aus der offenen Haustür rannte Maxine Wells über den mit Dunst bedeckten Rasen des Vorgartens.

Ich brauchte nur einen Blick, um zu erkennen, dass es nicht die Freude war, die sie aus dem Haus trieb. So wie sie bewegte

sich jemand, der von Panik getrieben wurde.

Als Beifahrer konnte ich den Wagen noch vor Suko verlassen und lief mit langen Schritten auf die Tierärztin zu. Maxine war völlig von der Rolle. Möglicherweise wäre sie sogar an mir vorbei bis auf die Straße gerannt, wäre es mir nicht gelungen, sie in meinen Armen abzufangen.

Sie fiel hinein. Fast hätte sie mich noch zu Boden gerissen. Ich hörte sie weinen und keuchen zugleich. Sie redete dann, aber die Worte waren mehr ein Gestammel, dem ich wenig entnahm. Einige Begriffe alarmierten mich trotzdem.

Killer, Kinder, Waffe ... Auch Suko war jetzt bei mir. Etwas hilflos standen wir auf dem Rasen, bis ich es leid war und Maxine durchschüttelte. »Was ist denn los?«, fuhr ich sie an.

Ich hielt sie noch fest, aber sie drängte sich vor mir zurück. Mein Blick fiel in das tränennasse Gesicht. Maxine war aufgelöst, aber auch irgendwie erleichtert.

»Bitte!«, sprach ich sie an. »Du musst endlich reden. Bitte, reiß dich zusammen. Was ist passiert?«

»John«, sagte sie nur und übersah Suko. »Der Killer war im Haus. Er wollte die Kinder und mich umbringen.«

»Wo ist er jetzt?« »Das weiß ich nicht!« »Vielleicht noch im Haus?« »Kann sein, ich bin gerannt!« »Was ist mit den Kindern?« »Sie sind auch weg - glaube ich!« Das half uns nicht weiter. Wir mussten Gewissheit bekommen, aber wir mussten auch darauf achten, dass Maxine nichts passierte. Dabei konnten wir sie auch nicht allein lassen. Es war möglich, dass der Killer darauf wartete.

Ich wollte etwas unternehmen, aber Maxine sprach weiter. »Ich habe ihn angegriffen. Ich habe ihn geschlagen. Mit einem Kochtopf und einer Kanne. Er ist verletzt. Er hat geblutet, das weiß ich, aber ich habe seine Waffe nicht.«

»Okay, das ist gut zu wissen.« »Wir müssen auch die Kinder finden, John.« »Geht alles klar, Max!«

Ich wusste nicht, ob meine Worte sie beruhigten. Aber mich

beruhigte Sukos Reaktion. Er hatte alles gehört und sich nicht eingemischt. Er behielt die Umgebung im Auge, drehte sich dabei und schaute auch zum flachen Dach des Hauses hoch.

Ich bedeutete der Ärztin, hinter mir zu bleiben. Mit gezogener Beretta näherte ich mich dem Haus. Es gab keinen Grund für mich, der Frau nicht zu glauben. Hier waren die Spielregeln verdammt mies gewesen, und die Drei mussten - abgesehen von ihrer eigenen Aktivität - viel Glück und einen guten Schutzenkel gehabt haben, dass ihnen tatsächlich die Flucht gelungen war.

Die Tür war nicht ganz zugefallen. Ich schob sie mit dem Fuß weiter auf, und mein Blick glitt durch die Diele, in der ich keinen Menschen sah.

Hell und freundlich war sie eingerichtet. Eine Garderobe, sogar eine kleine Sitzecke, ein Fußboden aus hellem Holz, aber ich sah auch die dunklen Flecken darauf.

Sie malten sich ungefähr in der Mitte ab. Zwischen der offenen Küchentür und der des Eingangs.

Es gab auch andere Türen. Eine stand offen. Durch sie schaute ich in einen Flur.

Ich bewegte mich auf die dunklen Flecken zu und brauchte nicht erst zu testen. Mit einem Blick erkannte ich, dass es sich dabei nur um Blut handeln konnte.

Maxine hatte mir berichtet, dass der Killer im Gesicht geblutet hatte. Er war hier gewesen und hatte sich dann verzogen. Ich blickte kurz über die Schulter zurück. Dann winkte ich Maxine und Suko näher. Mein Freund schützte die Ärztin mit seinem Körper. Auch Suko hatte seine Waffe gezogen. Er ließ die Mündung langsam kreisen, ohne jedoch ein Ziel zu finden.

Der Killer war nicht mehr in der Nähe. Die Tatsache sorgte dafür, dass es Maxine besser ging, denn sie atmete auf und versuchte sogar so etwas wie ein Lächeln.

Suko und sie blieben zurück, während ich zur Küche ging, sie

leer fand und mich umschaute.

Auf dem Boden neben dem Küchentisch sah ich ebenfalls das Blut und auch die beiden »Waffen«, mit denen Maxine zugeschlagen hatte. Das Fenster war geschlossen, diesen Weg konnte er nicht genommen haben. Als ich wieder in die Diele zurückkehrte, hörte ich, dass Suko und Maxine miteinander flüsterten.

»Neuigkeiten?«, fragte ich Suko.

»Nein, John. Ich wollte nur wissen, wohin der Gang führt.«

»Zu meiner Praxis!«, klärte uns Maxine auf.

»Dann bleibt ihr hier«, sagte ich, »oder kommt langsam nach.« Mehr brauchte ich nicht zu sagen, die beiden wussten auch so, dass ich mich auf die Suche nach dem Killer machte und dabei alle Möglichkeiten einschloss.

Ein heller freundlicher Flur, der allerdings leer war, nahm mich auf. Ich sah die Türen zu den einzelnen Praxisräumen, aber von dem Killer war nichts zu sehen.

Dafür stand die Tür am Ende des Flurs offen. Leichte Nebelschwaden trieben in den Raum.

Suko und Maxine waren mir gefolgt, und die Ärztin sagte: »Er hat den Hinterausgang genommen und ist in den Garten gelaufen. Da kriegen wir ihn nicht mehr.«

Da war ich mir nicht so sicher. Ein Garten bietet immer wieder Schutz. Bäume und Büsche oder Hecken. Für einen Hinterhalt ideal. Hinzu kam noch der leichte Nebel, der sich auch weiterhin gehalten hatte. Er würde möglicherweise den gesamten Tag über bleiben.

Ich ging bis zur hinteren Tür vor. Maxine war eine Ärztin, die auch Tiere in Pflege nahm. Sie hatte dafür einige Ställe gebaut, die über einen schmalen Pfad erreicht werden konnten. So viel ich sah, befanden sich keine kranken Tiere darin. Zwei mit Maschendraht gesicherte Türen standen sogar offen.

Der Garten zog sich ziemlich weit hin, verlor allerdings seine Breite und lief an seinem Ende recht spitz zusammen.

Durch den Winter hatte die Natur ihr Kleid verloren. Das war auch hier zu sehen. Es gab Lücken zwischen den Büschen, und die braunen Bäume wirkten auf mich wie traurige Gestalten. Vögel hockten im Astwerk und ließen sich von den dünnen Dunstschleieren umspielen.

Wo gab es einen Hinterhalt!

Ich sah keinen, aber ich entdeckte auch hier an der Tür einige Tropfen Blut auf dem Boden, ein Anzeichen dafür, dass der Mörder diesen Weg genommen hatte.

»Er scheint die Flucht ergriffen zu haben«, sagte ich zu Suko, der neben mich getreten war. »Max muss ihn hart erwischt haben.«

»Denke ich auch.«

»Dann sollten wir ins Haus gehen. Ich nehme an, Max hat uns einiges zu erzählen.«

Es blieb beim Vorsatz, denn wir hörten gemeinsam die helle Stimme des Mädchens.

»Maxine ...?«

Die Ärztin erschrak. Dann gab es für sie kein Halten mehr. Ohne auf irgendeine Sicherheit zu achten, stürmte sie durch die Lücke zwischen uns, drückte uns zu verschiedenen Seiten hin weg und rannte nach draußen.

»Rosy!«, rief sie.

»Ja, hier oben!«

Sie schaute zum Dach hoch, und Sekunden später sahen Suko und ich das Gleiche.

Auf dem Dach des Hauses standen die beiden fast gleich großen Mädchen. Sie hielten sich an den Händen. Es stimmte tatsächlich. Eines von ihnen besaß tatsächlich Flügel...

Okay, wir hatten schon Bescheid gewusst, doch jetzt, wo wir es mit eigenen Augen sahen, überraschte es uns schon. Mein

erster Gedanke war fast als kindlich einzustufen. Für mich war das Mädchen kein Engel, denn Engel können zwar Flügel besitzen, aber keine aus Federn wie Vögel.

Ich spürte wie ein Strom durch meinen Körper rann, als hätte man mir eine elektrische Ladung verpasst. Aber ich gab keinen Kommentar ab, ebenso wenig wie Suko.

Maxine aber war glücklich. Sie stellte sich vor uns hin und deutete zuerst auf das normale Kind. Wir erfuhren, dass es Rosy Mills hieß. Die Kleine mit den Flügeln hieß Carlotta.

»Ich bin so glücklich, dass sie es geschafft haben!«, fügte sie hinzu.

Suko sah die Dinge realistischer, und da gab ich ihm Recht. »Beide sollten dort oben verschwinden, Max. Sie geben da eine fast perfekte Zielscheibe ab. Noch immer müssen wir damit rechnen, dass der Killer in der Nähe lauert.«

Maxine schrak zusammen. »Daran habe ich gar nicht gedacht«, flüsterte sie. Sie winkte den beiden zu. »Kommt - kommt schnell, bitte. Dort oben seid ihr nicht sicher.«

»Wer sind die Männer?«, rief uns Carlotta entgegen.

»Meine Freunde, von denen ich gesprochen habe. John Sinclair und Suko.«

Die Mädchen schauten sich an. Erst als Rosy nickte, war auch Carlotta überzeugt. Sie flüsterte der Freundin etwas zu. Beide kicherten, und dann schauten wir gebannt zu, wie Rosy auf den gebeugten Rücken der Freundin kletterte, ohne dass sie die Flügel dabei behinderte.

Carlotta ging einen kleinen Schritt vor, bis sie fast die Kante des Dachs erreicht hatte.

»Es ist so wunderbar, so einmalig«, flüsterte Maxine, »obwohl ich noch immer einen Schauer bekomme und mich auch irgendwie fürchte. Aber ich finde es trotzdem toll.«

In der folgenden Sekunde bekamen wir vorgeführt, was sie damit meinte. Carlotta stieß sich kurzerhand vom Dach ab. Es sah im ersten Moment so aus, als würde sie zu Boden fallen,

aber sie fing sich wieder und schwebte davon, um uns zu demonstrieren, was alles in ihr steckte.

Es kam einem Wunder gleich. Es war einfach wunderbar, wie sie über den Boden glitt, etwa in Kopfhöhe und dann einen Baum anvisierte. Im Gleitflug stieß sie ihm entgegen. Die Äste schienen ihr wie Arme zuzuwinken, aber Carlotta landete dort nicht mit ihrer Last, sondern um- und überflog den Baum, um wenig später dem Boden zuzugleiten und zu landen. Dabei bewegten sich die beiden auf uns zu, und wir bekamen sogar noch den Windstoß der Flügel mit, bevor die Füße der Mädchen den grasigen Boden berührten.

Carlotta stand, und Rosy rückte von ihrem Rücken herab. Das Fliegen hatte ihr gefallen. Hochrot war sie im Gesicht geworden, und ihre Augen strahlten. Die Gefahr durch den Killer hatte sie anscheinend vergessen.

»Ist Carlotta nicht super?«, jubelte sie uns zu. »Ich finde es einfach supercool.«

»Klar, sogar noch mehr als das!«, lobte die Tierärztin. »Aber jetzt sollten wir ins Haus gehen. Ich denke, dass ihr unseren Gästen einiges zu erzählten habt.«

Zwei Augenpaare schauten uns an. Beinahe gleichzeitig steckten Suko und ich ihnen unsere Hände entgegen. Wir nannten unsere Namen, ernteten zunächst prüfende Blicke, dann aber schlügen die beiden Mädchen ein. Das Eis zwischen uns war gebrochen.

»Dann lasst uns gehen«, sagte Maxine und zwinkerte mir zu, bevor sie flüsterte: »Du kannst dir nicht vorstellen, welche Hölle wir hinter uns haben, John.«

»Doch, ich glaube dir jedes Wort...«

Wir hatten es uns im geräumigen Wohnzimmer der Ärztin gemütlich gemacht, in dem es mir sehr gut gefiel. Das helle

Holz, die bunten Farben, alles passte zusammen und zeugte von einer fröhlichen und luftigen Atmosphäre.

Als einen positiven Menschen hatte ich Maxine Wells nicht weit von Dundee entfernt in den Bergen kennen gelernt, wo wir gegen die Ratten gekämpft hatten, die von einem wahren Monstrum angeführt wurden, das man nur als teuflische Mutation betrachten konnte.

Damals hatten die Ärztin und ich Freundschaft geschlossen. Beim Abschied war sie davon überzeugt gewesen, dass wir uns wiedersehen würden. Sie hatte auch versprochen, mit noch offeneren Augen durch die Welt zu gehen.

Und nun dieser neue Fall!

Wir hatten sehr gut zugehört und erfuhren, was alles in der vergangenen Nacht und am frühen Morgen abgelaufen war. Beide Kinder und auch Maxine hatten tatsächlich mehrere Schutzenkel gehabt.

Aber die andere Seite war jetzt gewarnt. Wir mussten davon ausgehen, dass sie nicht aufgeben würde. In diese Richtung zielte auch die Frage der Tierärztin.

»Bitte, ihr wisst jetzt alles. Ich hätte gern eure Meinung dazu gehört.«

»Die Gefahr ist nicht vorbei«, sagte Suko.

Maxine senkte den Blick. »Das befürchte ich auch.«

»Ihr habt etwas gesehen, was man nicht sehen durfte. Noch nicht. Die andere Seite wird bestimmen, wann sie ihr Geheimnis lüftet. Möglicherweise gar nicht. Vielleicht wird hier etwas Furchtbares aufgebaut, das die Menschenwürde mit Füßen tritt. Es ist wie so oft. Man dementiert, doch die Realität sieht anders aus.«

»Du denkst an die negative Seite der Gen-Technologie?«, fragte Maxine.

»Woran sonst?«

Die Ärztin schaute mich an. »Ja, das ist auch für mich die einzige Erklärung. Man hat Carlotta genmanipuliert und sie so

zu dem gemacht, was sie ist.«

Ich nickte nur und schaute die beiden Mädchen an. Sie saßen nebeneinander auf der Couch. Beide hielten ihre mit Saft gefüllten Gläser in den Händen und wirkten wie zwei Freundinnen oder sogar wie Zwillinge, die sich gesucht und gefunden hatten und nun für immer zusammenbleiben wollten.

Carlotta war wichtig. Sie kannte die Forschungsstätte in der Einsamkeit. Sie kannte auch die geheimen Wege, und sie würde uns begleiten müssen, ob ihr das nun passte oder nicht. Ich wollte es ihr nur behutsam beibringen. Wenn dann alles klar war, konnte sie sich zurückziehen und alles andere uns überlassen.

Ich lächelte sie an und sprach erst, als sie einen Schluck getrunken hatte. »Du weißt, dass es jetzt auch auf dich ankommt, denn du bist unser Trumpf.«

»Soll ich euch den Weg zeigen?«

»Ja.«

»Das kann ich auch!«, mischte sich Maxine sofort ein. »Ich weiß, wo die Forschungsstätte liegt. Zwar abseits inmitten der Natur, was mich ärgert, aber so geheim ist sie nicht. Kann sie auch nicht sein. Das verbirgt man nicht vor der Öffentlichkeit.«

»In gewisser Hinsicht hast du Recht, Max, aber da gibt es noch ein Problem. Du hast von der offiziellen Forschungsstätte gesprochen. Die ist zugänglich. Wir müssen davon ausgehen, dass es bei diesem Institut noch einen zweiten, geheimen Teil gibt. Eben das Home, von dem auch Carlotta sprach. Sie wäre schon wichtig, damit wir uns da zurechtfinden.«

»So denke ich auch. Aber wäre es nicht auch möglich, dass sie eine Zeichnung anfertigt?«

»Das ginge im Notfall. Nur müssen wir damit rechnen, dass dieser Babur sich erholt hat und nicht aufgeben wird. Er wird sie suchen. Möchtest du sie allein lassen?«

»Man muss sie verstecken. Es geht alles.«

»Sie ist auch hier gefunden worden.«

Es war kein Vorwurf an Maxine gewesen. Trotzdem senkte sie den Kopf, und wir sahen, dass Röte in ihr Gesicht stieg. Sie presste die Lippen zusammen und wirkte wie jemand, der dicht vor dem Weinen stand.

»Was hast du denn?«, fragte ich sie.

»Nichts.«

Sie log, sie schämte sich, und ich wollte wissen, woran ich war. »Bitte, Maxine, warum sagst du nichts? Es ist wichtig für uns alle. Die Karten sollten offen auf dem Tisch liegen.«

»Das weiß ich.« Maxine kämpfte mit sich selbst. Schließlich war sie soweit, uns Vertrauen zu schenken. Sie hob den Kopf an und schaute uns in die Gesichter. »Es ist zum Teil meine Schuld, dass man uns hier gefunden hat.«

Da sie eine Pause einlegte, fragte ich nach dem Grund.

»Ich habe einem Menschen vertraut, dem ich kein Vertrauen hätte schenken sollen.«

»Wer ist das gewesen?«

»Rick Foster, ein Rechtsanwalt.«

»Oh ...«

Maxine lachte scharf auf. »Ja, das hast du gut gesagt. Hätte ich auch tun sollen. Es war nicht gut, es war sogar verdammt schlecht, aber da hat mich meine Menschenkenntnis wohl im Stich gelassen. Niemand ist schließlich perfekt.«

»Willst du über Einzelheiten reden?«, fragte ich sie.

»Sicher.«

So erfuhrn wir in den nächsten Minuten, was dieser Rick Foster für ein Typ war. Sie nahm ihn dann auch noch etwas in Schutz, als sie sagte: »Ich bin mir natürlich nicht hundertprozentig sicher, dass er es getan hat, aber alles deutet darauf hin. Er muss mit dieser Clique von Verbrechern unter einer Decke stecken.«

Wir waren ihrer Meinung, auch wenn wir keine Beweise hatten.

Suko schlug vor, dass Maxine Kontakt mit ihm aufnahm.

»Warum das? Was soll ich ihm sagen?«

»Dass du noch lebst.«

»Ha, er würde nie etwas zugeben.«

»Aber er würde reagieren.«

»Wie denn?«

»Er könnte seinem Chef Bescheid geben, und der wird natürlich wieder Babur losschicken, den wir dann hier erwarten können. Wäre ein Vorschlag.« Suko sprach schnell weiter.
»Wir können auch alles schleifen lassen und uns sofort auf den Weg machen. Was meinst du, John?«

»Ich bin für den zweiten Vorschlag. Je früher wir dort sind, umso überraschender können wir zuschlagen. Und ich denke, dass uns Carlotta den Weg zeigen wird.«

»Aber Rosy muss mit!«

Da hatten wir das Problem. Es war nicht gut, wenn sie mitkam. Die Gefahr war zu groß, und ich wollte auch dagegen sprechen, aber Carlottas Blick ließ mich verstummen. In ihren klaren Augen las ich eine wilde Entschlossenheit. Ich hätte eher ein Haus zur Seite räumen als sie überzeugen können.

Trotzdem versuchte ich es. »Du denkst auch an die tödlichen Gefahren?«

»Ja. Die sind hier auch vorhanden, und da bin ich bei ihr.«

»Es geht den anderen um dich, Carlotta, nicht so sehr um Rosy. Sie steht an zweiter Stelle und ...«

»Ich kann sie beschützen!«

»Wie willst du das anstellen?«, erkundigte sich Maxine mit ebenfalls besorgter Stimme.

»Hast du denn vergessen, was ich kann? Maxine, ich kann fliegen, ja, ich fliege, und ich werde ihnen zusammen mit Rosy davonfliegen können. Daran solltet ihr denken.«

»Auch Kugeln?«, fragte Suko.

»Was meinst du?«

»Ganz einfach. Ihr habt erzählt, dass auf euch geschossen wurde. Glaubt ihr denn, dass dies in Zukunft anders sein wird?«

Nein, bestimmt nicht. Und wie wir weiterhin wissen, sind Wachen aufgestellt worden, die sicherlich einen Schießbefehl haben. Ich an eurer Stelle wäre da sehr vorsichtig.«

Carlotta blieb trotzdem bei ihrer Meinung. »So schnell sehen sie uns nicht.«

Maxine Wells schüttelte den Kopf. Sie war mit ihrer Überzeugungskraft am Ende. Ich hätte Carlotta am liebsten eingesperrt, aber wir brauchten sie noch. Genau das war das Problem.

»Man nennt uns auch die Windjäger«, sagte sie plötzlich.
»Wir jagen den Wind. Wir sind schnell...«

Ich hatte begriffen. »Dann bist du nicht die einzige Person, die fliegen kann?«

»Keine Ahnung, ob die anderen schon soweit sind. Ich war in den letzten Wochen immer allein. Ich habe viel gelesen, ich habe Tests gemacht, ich habe auch rechnen müssen, und ich habe das Fliegen gelernt. Aber ich war nie mehr in den Krankenzimmern.«

»Die gibt es auch?«, fragte ich.

»Klar.«

»Und alles unter der Erde?«

»Ja. Da ist nie Tageslicht gewesen. Aber ich bin mal nach oben gekommen. Sie haben vergessen, abzuschließen. Ich konnte in den Aufzug steigen, und dann war ich weg. Endlich mal richtig fliegen zu können, das war toll.«

Sie mochte das so sehen, wir weniger, denn Gefahren lauerten überall. »Wann sollen wir denn gehen?«

»Sehr schnell.«

»Ich kann auch mit Rosy fliegen.«

»Nein!«, wandte Maxine sofort ein. »Das lasse ich nicht zu. Wir nehmen meinen Wagen, der ist geräumiger und für die Strecke besser geeignet.«

»Ist es so einsam wie damals am Rattenloch?«, fragte ich.

»Nein, John, nicht so. Aber viel fehlt nicht. Man kann es auch

positiv sagen und damit verbinden, dass das Institut im Grünen liegt. Ein verdammter Sarkasmus.

Die Hölle inmitten der Natur ...«

Babur litt noch immer, als er endlich seinen Wagen erreichte. Er kam sich vor wie ein angeschossenes Tier, das sich vor seinen Artgenossen verstecken musste. Eine Niederlage war er nicht gewohnt. Sie zu verkraften, erst recht nicht.

Er blieb hinter dem Steuer sitzen. Im Innenspiegel sah er, was sein Gesicht abbekommen hatte. Die Unterlippe war in Mitleidenschaft gezogen worden und blutete noch immer. Auch die Nase war nicht verschont geblieben. Blut klebte in seinem Gesicht und auch in den Haaren.

Er hasste sich. Er hasste das eigene Spiegelbild. Aber noch mehr hasste er sich dafür, dass er seinen Job nicht erledigt hatte. Das war ihm noch nie passiert.

Zweimal Pech!

Nur Pech?

An eigenes Unvermögen wollte er nicht denken, denn das kam auch noch hinzu. Er hätte nicht so lange zögern und sich nicht durch das verdammte Telefon ablenken lassen sollen. Einfach schießen. Zuerst die Kleine, dann die Ärztin, und anschließend hätte er sich um Carlotta kümmern können. So aber existierten beide noch, und nur er war angeschlagen. Dass er die Tatsachen nicht für sich behalten konnte, lag auf der Hand. Der Professor musste Bescheid wissen und neue Maßnahmen treffen. Er konnte nicht länger schweigen.

Nie zuvor war es ihm so schwer gefallen, nach dem Telefon zu greifen. Das Handy zitterte zwischen seinen Fingern. Die kleinen Zahlen verschwammen vor seinen Augen, und er musste erst tief durchatmen, um sich wieder etwas besser zu fühlen.

Dann wählte er die geheime Nummer und kam sofort durch. Er ließ sich auch nicht durch den harten Klang der Stimme stören, so sprach Professor Elax immer.

»Was ist geschehen? Du hättest schon längst bei mir sein müssen. Mit ihr!«

»Ich habe sie nicht!«

»Was?«

»Ja.«

Elax schnaufte. »Verdammtd noch mal, ich habe für alles gesorgt. Es hätte nichts schief gehen können.«

»Sie sind mir entkommen!«

»Wer genau?«

Mit schwerer Stimme zählte der Killer die Namen der Personen auf und hörte wenig später die Flüche. Er wurde klein in seinem Sitz. Okay, er war jemand, der keine Gnade kannte, aber vor dem Professor hatte er Respekt.

»Ich will nicht wissen, wo und wie es passiert ist. Das kannst du mir erzählen, wenn du bei mir bist.«

»Wann soll ich kommen?«

»Sofort!«

Der Killer hatte begriffen. Wenn Elax wollte, dass er sofort zu ihm kam, dann durfte er keine Sekunde warten.

»Ich fahre jetzt los, Professor.«

Wenig später startete Babur. Er kochte vor Wut und Hass. Zwei Niederlagen innerhalb von 24 Stunden, das konnte er nicht so leicht verkraften ...

Babur war so schnell wie möglich gefahren. Er kannte die Strecke wie im Schlaf. Gegen die Kopfschmerzen hatte er zwei starke Tabletten geschluckt. Durch das Tor, das ihm geöffnet wurde, fuhr er mit einem Affentempo und bremste seinen Wagen in einer Parklücke ab, die für ihn reserviert war. Für die

Umgebung hatte er keinen Blick, sondern eilte auf einen Bau zu, der ihm den schnellsten Weg in die Unterwelt garantierte.

Die elektronischen Sicherheitskontrollen hatte er bald hinter sich gelassen und meldete sich über Lautsprecher bei Professor Elax an. In der Umgebung herrschte tiefe Stille, die sich auch nicht veränderte, als er die Tür zum Büro des Professors öffnete.

Wer dachte, den nüchternen Raum eines Wissenschaftlers zu betreten, der unterlag einem Irrtum. Elax hatte sich sein Refugium so eingerichtet, wie es ihm gefiel. Es war eine plüschige Bude, die er hier geschaffen hatte. Ein schweres Sofa, schwere Sessel, ein Tisch mit Marmorplatte, ein Schrank aus dunkler Eiche, ein mit Büchern gefülltes Regal und ein Schreibtisch, der schon in seiner Größe an Wahn erinnerte. Besonders wenn man die Ausmaße in ein Verhältnis zu dem Professor setzte.

Elax war nicht nur klein, er war auch verwachsen.

Um über seinen Schreibtisch hinwegschauen zu können, musste er schon auf einem Kissen sitzen oder den Stuhl hochgestellt haben. Jedenfalls so hoch, dass er seinen Besuchern in die Augen sehen konnte.

Der Professor war eine Missgestaltung der Natur. Aus dem Rücken des zu kleinen Körpers schaute der Buckel wie ein Stück Felsen hervor. Der Kopf war im Verhältnis zum Körper zu groß und saß auch irgendwie schief auf dem kaum erkennbaren Hals. Eine sehr hohe Stirn, Haare, die er in dunklen, dünnen Strähnen nach hinten gekämmt hatte. Sie wirkten mehr wie Fäden, die auf dem Kopf festgeklebt zu sein schienen.

Sein Gesicht wirkte kantig, wegen der hochstehenden Wangenknochen. Der Mund endete in einer feuchten Fleischfülle, über der sich eine breite, knochige und leicht schief gewachsene Nase wölbte, bei der besonders die großen Nasenlöcher auffielen, aus denen dunkle Härchen wuchsen.

Auch wenn ein Mensch beim ersten Hinschauen nur Negatives an sich hatte, irgendwie gibt es bei jedem etwas, was das genaue Gegenteil darstellt.

Bei Elax waren es die Hände!

Perfekt gewachsene, wunderbare Hände mit langen Fingern und sorgfältig gepflegten Nägeln. Es waren die Hände eines Künstlers, eines Virtuosen auf dem Flügel. Die Hände eines Arztes, der die perfektesten Operationen durchführte und bei dessen Anblick allein sich die Patienten schon wohl fühlten.

Elax hatte die Hände auf seinen Schreibtisch gelegt und weit vorgestreckt, als wollte er sie jedem Besucher als Erstes entgegenhalten.

Wie immer trug der Professor auch an diesem Tag einen blütenweißen gestärkten Kittel.

Aus seinen dunklen Augen unter den flachen, braunen Brauen schaute er dem Ankömmling entgegen, der den Raum betrat und langsam die Tür schloss.

Als er sich drehte und einige Schritte auf den Schreibtisch zukam, da zuckten die feuchten Lippen des Professors, denn ihm fielen die Verletzungen im Gesicht des Killers auf. Mitleid verspürte er allerdings nicht.

Es gab keinen Menschen auf der Welt, bei dem sich Babur so devot verhielt wie bei Elax. Er kroch praktisch auf den Schreibtisch zu und blieb stehen, als der Professor kurz die linke Hand hob. Diese Geste reichte völlig aus.

Babur fühlte sich unwohl. Er hasste sich dafür, dass er nicht zuvor das Blut aus dem Gesicht gewischt hatte. Er hasste sich dafür, dass er nichts sagte und seine Kehle wie zugeschnürt war. Und er hasste sich dafür, dass er seinen Auftrag nicht hatte normal durchführen können.

Elax sagte einige Sekunden lang nichts. Dann spie er Babur die Worte verächtlich entgegen:

»Du hast zweimal versagt!«

»Ja!«

»Warum?«

Babur hatte gewusst, dass diese Frage kommen würde. Er hatte auf der Fahrt versucht, sich eine Erklärung zurechtzulegen, doch die entsprechenden Worte waren ihm nicht eingefallen. Er war noch zu sehr mit seiner Niederlage beschäftigt gewesen.

»Ich höre!«

»Es ... es ...!«, stammelte der Killer, »es sind die Umstände gewesen.«

»So ...?«

»Ja, es waren ...«

»Halt deinen Mund, Babur. Die Umstände - wenn ich das schon höre! Es gibt keine Umstände, die dein Versagen rechtfertigen. Ich scheiße auf deine Umstände. Fest steht, dass dir drei Personen entkommen sind. Zwei hätten tot sein sollen, sie sind es aber nicht. Und das passiert mir! Mir, der ich das Perfekte will, der möchte, dass die Natur auf den Kopf gestellt wird. Vielleicht weil ich nicht so perfekt bin, will ich der Welt beweisen, dass es etwas Perfektes gibt. Dafür habe ich mein Leben lang gekämpft und verdammt viele Hindernisse überwinden müssen. Jetzt bin ich so gut wie am Ziel. Ich habe es geheim halten können, und nun kommst du und erklärst mir, dass diese Drei entkommen sind. *Dir* entkommen sind. Der Mordmaschine, wie du dich selbst genannt hast. Einer, der bisher jeden Job erledigte, lässt sich von einer Frau und zwei Kindern einfach aus dem Spiel bringen und zieht sich dabei noch eine so starke Demütigung zu. Du brauchst nur in den Spiegel zu sehen, um zu wissen, was ich damit meine. Es ist nicht zu fassen!«

»Man hat mich überrumpelt. Ich habe es ihnen einfach nicht zugetraut«, flüsterte Babur.

»Kann passieren«, gab der Professor zu. »Darf aber nicht passieren. Besonders keinem Mann wie dir. Ab jetzt hat unser Netz Risse bekommen, und du weißt, was das bedeutet.«

Er nickte nur.

Elax sprach weiter. »Wir müssen einen dritten Anlauf nehmen und dabei versuchen, die Lücken so schnell wie möglich zu stopfen. Ich frage dich jetzt direkt, denn du bist dabei gewesen und hast diese Ärztin erlebt. Was könnte sie unternehmen?«

»Zur Polizei gehen.«

»Schwachsinn. Das wird sie niemals tun. Man würde sie auslachen. Man würde ihr kein Wort glauben. Wer glaubt denn schon an fliegende Menschen?«

»Daran habe ich nicht gedacht.«

»Eben. Was also weiter?«

»Sie könnte ... ich ... ich ... meine, sie hat ja Besuch erhalten. Von einem Mann. Ich habe den Namen behalten. Sinclair. Aber ich glaube, dass er noch jemand mitgebracht hat. Ich musste mich leider zurückziehen, sonst hätte ich dir mehr berichten können.«

»Wer kann dieser Sinclair sein?«

»Ein Freund ...«

»Das hätte ich mir auch selbst sagen können, verdammt noch mal. Was für ein Freund? Welch ein Mann? Könnte er uns eventuell gefährlich werden?«

»Kann das überhaupt jemand?«

»Rede keinen Unsinn. Dieser Mann könnte Beziehungen zu anderen Stellen haben, die uns nicht gefallen. Das ist alles möglich. Sein Besuch wird kein Zufall sein. Ich vermute, dass die Ärztin ihn sogar zu sich geholt hat, um sich zu schützen. Wenn das zutrifft, muss er schon etwas Besonderes sein. Davon können wir dann ohne weiteres ausgehen.«

Es stellt sich nur die Frage, was er unternehmen wird, sollte ich Recht haben ...«

Der Professor ließ seinen Satz ausklingen, aber eine Antwort erhielt er nicht.

Elax hob seine rechte Hand an. »Er wird versuchen, den Fall

aufzuklären. Und jetzt frage ich dich, Babur: Wo kann er sich Informationen verschaffen, die ihn weiterbringen?«

»Ja ... äh ... an der Quelle!«

»Genau. An der Quelle. Und die ist hier. Hast du mich allmählich verstanden?«

Babur nickte nervös, bevor er sagte: »Ja, das habe ich. Ich habe es verstanden.«

»Wunderbar.« Der Professor grinste breit. »Wir lassen ihn also herkommen, und ich kann mir vorstellen, dass er den Weg nicht allein unternimmt.« .

»Mit Carlotta?«

»Ja.«

»Das wäre ...«

»Nein, Babur, das wäre sogar logisch. Sie kennt sich aus.« Der Verwachsene hob die Schultern. »Es kann natürlich auch anders laufen, aber mein Gefühl sagt mir, dass sie uns doch noch in die Arme laufen.«

»Sehr gut, Sir. Was sollen wir tun?«

»Nicht viel. Nur einige Vorbereitungen treffen, die ich dir jetzt erklären werde ...«

Es passte mir nicht. Nein, es passte mir überhaupt nicht, aber Carlotta hatte darauf bestanden, ihre neue Freundin Rosy mitzunehmen, und selbst Maxine hatte sie nicht umstimmen können.

»Sie kann nirgendwohin. Ihre Eltern sind nicht da. Verwandte gibt es auch nicht in der Stadt.« Dann war noch der Hinweis gekommen, dass auch andere, unschuldige Menschen in Gefahr gerieten, wenn Rosy sich bei ihnen aufhielt.

So war uns schließlich nichts anderes übrig geblieben als zähneknirschend zuzustimmen.

Im Geländewagen der Tierärztin wurde es zwar eng, aber

besser schlecht gefahren als gut gelaufen, und so hatten wir Dundee in nördliche Richtung verlassen.

Der Weg führte hinein in die Ausläufer der Sidlaw Hills, in denen die Einsamkeit Trumpf war. Es gab natürlich Ortschaften, besonders in der Nähe von Dundee, doch sie waren für uns nicht interessant. Das Gelände des Instituts gehörte nicht zu irgendeinem Ort, sondern lag irgendwo dazwischen.

Da hatte uns Carlotta schon Tipps geben können. Im Gegensatz zu Maxine kannte sie sich aus.

Es gab Straßenverbindungen in der Einsamkeit des Landes. Manche waren allerdings verdammt schlecht. Da rutschten wir mehr als wir fuhren, und jetzt kam uns der Geländewagen zugute.

Die Einsamkeit der Hügel hielt uns umfangen, nachdem wir uns von den offiziellen Straßen verabschiedet hatten. Maxine lenkte den Range Rover mit sehr viel Geschick, während Carlotta neben ihr saß und hin und wieder Hinweise gab.

Suko, Rosy und ich saßen auf dem Rücksitz. Ich hatte meine Bedenken, dass wir hier über den richtigen Weg fuhren, und gab das auch bekannt.

»Ich kann mir nicht vorstellen, dass man auf diesen Pfaden das Institut erreicht.«

Maxine hob eine Hand. »Du hast Recht, John. Das hier ist ein Schleichweg.«

»Dann kennt sich Carlotta gut aus.«

Max lachte. »Davon gehe ich aus, John. Ich denke, sie hat auf ihrem Flug einiges gesehen. Und ich glaube auch, dass sie ein gutes Wahrnehmungsvermögen besitzt.

Wir fuhren hoch. Serpentinenartige Wege, oft so schmal, dass ich die Befürchtung hatte, gleich aussteigen und zu Fuß gehen zu müssen. Aber es ging immer wieder weiter, und wir erreichten ein Gebiet, in dem Nadelbäume wuchsen und einen dichten Filz bildeten, der uns Deckung gab. Die Strecke blieb

zum Glück in einer Höhe, und so rollten wir durch einen Wald aus Fichten und Kiefern.

Ab und zu gab Carlotta Anweisungen, nach denen sich Maxine richtete. Das Mädchen musste wirklich ein fantastisches Gedächtnis haben, wenn sie die Strecke nur einmal geflogen war. Und wir erreichten sogar ein Ziel.

Es war eine Lichtung und zugleich eine Sackgasse, denn der Weg führte nicht mehr weiter.

»Wir sind da!«, meldete Maxine.

Zufrieden war ich nicht. Auch Suko sah nicht eben glücklich aus. Wir waren hier fremd und mussten uns fügen. Beim Aussteigen schaute sich Rosy ziemlich skeptisch oder auch ängstlich um, und ich fragte sie, ob sie hier schon mal gewesen war.

»Nein, nie.« Sie überlegte. »Ich bin mit meinen Eltern immer ans Wasser gefahren.«

»Das bot sich auch an.«

Unter meinen Füßen lag eine weiche Schicht aus abgefallenen Nadeln und Moos. Auch Blätter hatte der Wind von irgendwo hergeweht und sie auf dem Boden festkleben lassen. Die hohen Nadelbäume schützten uns. Gerade die Kiefern breiteten ihr Astwerk wie ein Dach aus, unter dem wir uns aufhielten.

Das Gelände war aber auch felsig.

An der linken Seite hätten wir einen Hang hochsteigen können, während sich rechts von uns zwar kein Abgrund auf tat, es jedoch recht steil in die Tiefe ging und wir in ein Tal schauen konnten.

Ein Tal, in dem Gebäude standen, zu denen zwei Straßen führten und durch das ein Bach floss. In dem Tal gab es ebenfalls hohe Bäume, aber weiter hinten, denn der vordere Teil wurde von den Bauten des Instituts beherrscht, das selbst aus der Entfernung wie eine Hochsicherheitsanlage aussah, auch wenn es nicht von einer Mauer, sondern von Zäunen umgeben war.

Woher Maxine das Fernglas genommen hatte, wusste ich nicht. Jedenfalls besaß sie es. Sie lehnte an einem Baumstamm und schaute in die Tiefe.

»Und? Siehst du was?«

»So gut wie nichts. Man kann das Nichts auch als harmlos betrachten.«

»Darf ich mal?«

»Sicher.«

Ich nahm das Glas und schaute mir die Bauten im Tal an. Sie waren flach und standen in verschiedenen Winkeln zueinander. Es gab Parkplätze, auf denen die Wagen der Mitarbeiter standen, und eine recht breite Straße führte durch die Hügel in Richtung Dundee. Sie war wohl nicht der einzige Weg. Ich sah auch noch schmale Straßen oder Wege, die in den Hügeln verschwanden.

Antennen blitzten auf den flachen Dächern. Große Fenster deuteten an, dass man nichts zu verbergen hatte, aber das war wohl nur Tarnung. Das Home lag nicht so offen.

Als ich das Glas sinken ließ, stand Carlotta neben mir.

»Suchst du die anderen und ...«

»Ja.«

»Du wirst sie nicht sehen, John.«

»Warum nicht?«

»Konzentriere dich auf das kleine Gebäude. Es steht nicht weit vom Zaun weg.«

Dazu brauchte ich nicht mal das Glas. »Richtig, ich sehe es.«

»Dort bin ich aufgewachsen.«

»Aber nicht offen.«

»Nein, unter der Erde. Sie haben dort ausgebaut. Man kommt mit einem Fahrstuhl hinein.«

»Und was finde ich oben?«

»Die soziale Abteilung wurde sie genannt. Dort befinden sich die Schlafräume für Mitarbeiter, die nicht nach Hause können. Auch eine Kantine und Zimmer mit Fernsehern.«

Suko stieß Carlotta an. »He, woher weißt du das?«

»Man hat es mir gesagt. Bei meiner Flucht habe ich es auch gesehen.«

»Okay. Und was ist mit den Wächtern?«, wollte mein Freund wissen. »Ich sehe keine.«

»Sie werden bei Einbruch der Dunkelheit kommen. Sie bleiben aber auf dem Gelände.«

»Und was ist mit Scheinwerfern oder Überwachungskameras?«

»Die gibt es auch.«

»Alle Achtung«, sagte Suko, »dass du die Flucht trotzdem geschafft hast. Dazu gehört schon was.«

Carlotta zuckte die Achseln und blickte zu Boden.

Nach einer Schweigepause stellte ich eine Frage, die mir schon länger auf der Zunge gelegen hatte. »Glaubt ihr, dass wir hier den richtigen Platz gefunden haben?«

»Was meinst du?«

Ich gab Carlotta die Antwort. »Wir sind hier verflixt weit weg. Wenn wir in das Zentrum vordringen wollen, ist der Weg eigentlich zu beschwerlich.«

»Stimmt.«

»Dann frage ich mich, warum wir hergefahren sind.«

Maxine Wells lächelte mich entwaffnend an. »Um euch einen Überblick zu verschaffen.«

»Wunderbar. Das heißt also, dass wir hier nicht bleiben, sondern näher an den Komplex heranfahren.« »Dachte ich mir.«

»Wie sieht es mit der Sicherheit aus?«

Maxine hob die Schultern. »Mit unserer ganz gut, wenn wir uns normal verhalten. Ich denke schon, dass man Scotland-Yard-Beamte einlassen wird. Ich halte mich an eurer Seite, denn auch ich möchte diesem verdammten Professor gern Auge in Auge gegenüberstehen.«

Es passte mir nicht. »Du willst mit rein?«

»Ja.«

Ich kannte sie. Ich kannte ihren Willen und auch ihren Mut. Deshalb sprach ich nicht dagegen, erinnerte sie allerdings an die beiden Mädchen.

»Was ist denn mit Rosy und Carlotta?«

»Die müssen in Sicherheit bleiben.«

»Wo?«

»Im Auto.« Maxine deutete nach unten. »Ich denke, dass wir schon ein Versteck für den Wagen finden. Da gibt es genügend Lücken. Oder hast du einen besseren Plan?«

»Bisher noch nicht«, gab ich zu. »Mir gefällt nur nicht so recht, dass wir zu dritt in die Höhle des Löwen gehen sollen. Es wäre vielleicht besser, wenn einer von uns zunächst zurückbleibt und eingreifen kann, falls es erforderlich sein sollte.

»Wäre zu überlegen.«

Ich hatte den Komplex nicht aus den Augen gelassen. Die Arbeit spielte sich im Innern der Bauten ab. Draußen waren nur hin und wieder Menschen zu sehen, wenn sie von einem Bau in den anderen gingen. Ein völlig normaler Arbeitsalltag lief da vor unseren Augen ab. Es gab keinen Grund, Verdacht zu schöpfen.

Und doch würden sie Carlotta suchen wollen. Mich beunruhigte schon, dass ich keine Aufpasser sah. Carlotta hatte immer wieder von Wärtern gesprochen. Wenn ich der Professor gewesen wäre, dann hätte ich sie gerade jetzt auch am Tag patrouillieren lassen.

Über dieses Thema sprach ich mit Maxine und Suko. Beide fragten zu recht, was dagegen zu tun war.

»Vielleicht wäre es gut, wenn wir uns in der Nähe umschauten und dann Bilanz ziehen.«

»Also wieder runter«, sagte Suko.

»Das hatten wir ohnehin vor.«

Da meldete sich Carlotta. Was sie sagte, ließ uns alle aufhor-

chen.

»Ich werde mit dir fliegen, John.«

Der Vorschlag überraschte mich so sehr, dass ich zunächst nichts erwiderete. Ich sah nur das Lächeln auf Carlottas Gesicht, und dann nickte sie mir zu.

»Du meinst, wir sollten über das Gelände hinwegfliegen und so etwas wie einen Lockvogel spielen?«

Sie nickte heftig. »Das ist doch besser. Dann sehen wir auch die Wächter.«

»Unmöglich, die schießen euch ab!«, meinte Suko.

»Finde ich auch.«

»Keine Angst, John, ich bin schon gut«, sagte Carlotta. »Wenn wir hier starten, sind wir weit genug weg. Es gibt ja Bäume, die uns schützen. Und nicht jeder schaut hier immer nach oben.«

Carlotta hatte Recht, wir aber auch. Wenn ich ehrlich war, reizte mich ihr Vorschlag. Ich traute ihr auch zu, mein Gewicht zu halten. Ideal wäre es gewesen, wenn wir mitten auf dem Gelände hätten landen können. Dann wäre ich schon mal dort.

Maxine hatte meinem Blick angesehen, dass ich überlegte. »Tu es lieber nicht, John«, riet sie mir ab.

»Nun ja, ich weiß nicht...«

»Es ist zu gefährlich. Sie schießen euch ab.«

Ich hatte meine Zweifel. »Jetzt, am helllichten Tag?«

»Denk an den Killer.«

»Aber hier gibt es Zeugen.«

Maxine schwieg. Ich wandte mich an Suko. »Was ist deine Meinung dazu?«

»Wenn du willst, dann tu es. Außerdem sieh mal da unten hin. Wir scheinen Glück zu haben.«

Ich wusste sofort, was er meinte. Vom Bach her breitete sich ein grauer Dunst aus. Der Nebel kroch über den Boden hinweg und war auch dabei, in die Höhe zu steigen. Wenn das so weiterging, würde er bald den größten Teil des Komplexes

überzogen haben und uns Deckung geben. Aber auch wir würden dann nicht viel sehen können.

»Ich riskiere es!«

Maxine sah mich bestürzt an, während Suko nur mit den Schultern zuckte. Bevor einer der beiden etwas sagen konnte, übernahm ich wieder das Wort.

»Ihr könnt es auf dem normalen und offiziellen Weg versuchen.«

»Toll«, sagte Maxine. »Kannst du auch sagen, was wir mit Rosy Mills machen sollen?«

»Sie muss sich im Wald verstecken«, schlug Carlotta vor.
»Sie wollte ja mit.«

Rosy gab keinen Kommentar und senkte nur den Kopf.

Wir konnten es drehen und wenden, wie wir wollten, einen idealen Plan gab es nicht. Es war trotz allem gut gewesen, hier auf der Höhe anzuhalten, um uns einen Überblick zu verschaffen. In den Komplex hineinkommen, konnten wir nur auf dem offiziellen Weg.

Ich wandte mich wieder an Carlotta. »Würde uns der Professor denn empfangen? Was meinst du?«

»Ja. Oder vielleicht.«

»In seinem ...«

Sie ließ mich nicht zu Ende sprechen. »Nein, nicht in seiner eigentlichen Welt. Die ist für Fremde tabu. Damit müsst ihr schon rechnen. Da ist dann eine Grenze.«

»Also werden wir es offiziell und inoffiziell versuchen.«

Suko und ich sprachen darüber, wie es eventuell weiterlaufen würde. Wir waren beide der Meinung, dass unsere Gegner wohl nicht damit rechneten, uns so schnell in der Höhle des Löwen zu sehen. Außerdem musste der normale Tagesbetrieb weiterlaufen. Wir wussten noch nicht, was genau in den flachen Hallen und Labors hergestellt wurde, aber das war im Moment unwichtig. Der versteckte Teil musste endlich aufgeräumt werden.

»Du kannst dich ruhig an meinen Schultern festklammern, John, sie sind stark genug.«

»Das werde ich auch machen.«

Als ich auf Carlotta zog, war plötzlich Maxine neben mir.

»Willst du es dir nicht noch mal überlegen?«

»Nein. Wir müssen was riskieren, Max.«

Sie nickte nur und drehte sich weg. Beim Gehen sagte sie:

»Dann hoffe ich, dass wir uns später treffen.«

»Möglicherweise noch bevor ihr in das Gelände gefahren seid. Unser Weg ist kürzer.«

Sie sagte nichts mehr. Sie hatte Angst um uns. Wohl fühlte ich mich ebenfalls nicht, aber wir konnten nicht ewig hier oben stehen bleiben und warten, dass ein Wunder geschah. Außerdem war Carlotta nicht das einzige Kind, das man dort gentechnisch manipuliert hatte. Sie war vielleicht am weitesten fortgeschritten und ein Prototyp, aber ich stellte mir vor, dass dieser Professor noch andere Kinder in seine Gewalt gebracht hatte und mit ihnen experimentierte.

Das Mädchen hatte sich eine günstige Stelle ausgesucht. Zwischen zwei Kiefern war der Platz breit genug. An dieser Stelle ragte der blanke Fels aus der Erde.

Carlotta beugte sich nach vorn. Sie war kleiner als ich, aber verdammt kräftig.

»Denk nur an meine Flügel, die muss ich bewegen, John.«

»Alles klar.« Ich dachte daran, dass es nicht mein erster Flug auf dem Rücken einer Person war. Da brauchte ich nur an den Eisernen Engel zu denken, auf dessen Körper ich so manchen Flug hinter mich gebracht hatte.

Ich klammerte mich an Carlotta fest. Sie bewegte probeweise ihre Flügel. Das weiche Gefieder streifte an zwei Seiten mein Gesicht. Eigentlich ist es Wahnsinn, was du tust, Sinclair, dachte ich noch, und dann ging das Mädchen einen Schritt vor.

Direkt hinein ins Leere!

Mein Herzschlag zuckte. Für einen Moment hatte ich Angst

davor, in die Tiefe zu stürzen und auf den harten Steinen zu zerschellen, dann aber bewegten sich rechts und links von mir die Flügel, und plötzlich war alles anders ...

Wunderbar!

Es war einfach herrlich, nachdem ich mich daran gewöhnt hatte, durch die Luft zu schweben. Ich hörte Carlotta lachen, der es wahnsinnigen Spaß machte, obwohl sie mein Gewicht auf ihrem Rücken spürte. Sie war in ihrem Element. Sie musste einfach fliegen so wie ein Fisch durch das Wasser schwimmt.

Wer sie so erlebte, der konnte den Eindruck gewinnen, dass sie dem Professor eigentlich dankbar sein musste, dass er bei ihr für diesen Zustand gesorgt hatte.

Sie genoss es.

Sie genoss den Wind, die Gerüche, sogar die Kälte, aber sie hatte ihren eigenen Kopf und wollte hinfliegen, wo sie es für richtig hielt.

Mit mir auf dem Rücken drehte sie sich, sodass wir jetzt wieder dorthin segelten, wo drei Menschen standen und uns beobachteten. »Es klappt!«, rief Carlotta ihnen zu. »Seht doch, es klappt. Es ist einfach wunderbar. Ich bin so stark. Ich bin super. Rosy, schau mich an, ist das nicht klasse?«

Rosy nickte nur. Sprechen konnte sie nicht. Auch Maxine und Suko blieben stumm. Die Fröhlichkeit der jungen Carlotta teilten sie nicht. Ihre Blicke waren eher skeptisch.

Ich löste meinen linken Arm von der Schulter des Mädchens und winkte ihnen zu. Dabei wollte ich noch etwas sagen, aber Carlotta drehte sich ab. Sie flog eine recht enge Kurve, und zugleich verloren wir an Höhe.

Kein Mensch war jetzt mehr zu sehen. Wir hörten auch keine fremden Geräusche. Uns umgab die wunderbare Stille einer Natur, die leider nicht so heil war wie sie aussah.

Bis jetzt war es noch Spaß. Aber ich dachte daran, dass daraus leicht Ernst werden konnte, wenn wir uns dem Institut näherten und bestimmt auch ein Killer namens Babur wartete

...

Maxine, Rosy und auch Suko kamen sich vor wie begossene Pudel, als sie am Rand des Felsens stehen blieben und Carlotta und John Sinclair nachblickten.

Keiner von ihnen konnte die Freude der jungen Carlotta nachvollziehen, obwohl sie Verständnis dafür hatten.

Endlich war sie in der Lage, ihre neuen Kräfte einzusetzen, und das war für sie einfach etwas Wunderbares.

Rosys Lippen zuckten, als sie leise sagte: »Ich habe Angst.«

Maxine streichelte über ihr Haar. »Die brauchst du nicht zu haben, meine Kleine. Es wird alles gut, verlass dich drauf. Es wird sich alles richten.«

»Der Mann war so brutal.«

»Er ist nicht da.«

»Aber er kann schießen. Er kann sie richtig aus der Luft abschießen. Ich habe mal gesehen, wie jemand auf Vögel geschossen hat. Im Fernsehen haben sie das gezeigt. Da habe ich weinen müssen. So schlimm ist das gewesen.«

»Das glaube ich dir sogar. Aber Carlotta und John sind keine Vögel. Außerdem können sie sich wehren. Ich kenne John. Wenn du mir nicht glaubst, frag seinen Freund Suko.«

»Stimmt das?«

»Ja.«

»Aber ich darf für die beiden trotzdem beten - oder?«

»Natürlich.« Maxine nickte ihr lächelnd zu. »Es ist immer gut, wenn man betet. Ich glaube, dass man auch Hilfe bekommt. Mir jedenfalls ist das so ergangen.«

Rosy nickte. Allerdings blieb sie ein Problem. Suko und

Maxine wollten sie nicht wieder zurück in die Stadt fahren - da wäre sie auch nicht sicher gewesen, aber sie mussten schon eine Lösung finden, wie sie den Wachen die Anwesenheit des Mädchens erklären sollten. Das würde schon ein Problem werden.

Sie sprachen darüber und gelangten zu dem Schluss, dass Rosy eine Freundin besuchen wollte, die zugleich eine Bekannte des Professors war. Wenn sie erst auf dem Gelände waren, würde es schon eine Möglichkeit geben, Rosy aus der Gefahrenzone zu bringen.

»Ich kann mich aber auch verstecken«, rückte sie mit einem eigenen Vorschlag heraus.

»Wo denn?«

»Zwischen den Sitzen.«

Beide hatten nichts dagegen. Sprachen aber davon, dass sie zunächst mal abwarten wollten.

Bevor sie starteten, warfen sie noch einen Blick in die Tiefe. Der Dunst hatte sich nicht verzogen. Er zog in trügen Schleieren seine Bahnen und nahm einen Teil der Sicht auf die unter ihnen liegenden Bauten.

Sie sahen auch Carlotta und John. Beide hatten stark an Höhe verloren, den Boden aber nicht erreicht, sondern flogen in Höhe der höchsten Bäume, wo sie einigermaßen gut geschützt waren.

»Hoffentlich haben sie sich nicht zu viel vorgenommen und schaffen es«, flüsterte Maxine.

»Du kennst John nicht - oder?«

»Wie meinst du das?«

Suko lächelte schief. »Was er sich in den Kopf gesetzt hat, führt er auch durch. Und wenn es manchmal verdammt dicht an der Grenze ist, aber er hängt sich rein.«

»Das habe ich ja am Rattenloch erlebt.«

»Eben.«

»Oder siehst du uns als Rückendeckung an?«

»Das natürlich auch.« Suko öffnete die Fahrertür. Es war eine automatische Geste, und er hörte die Frage der Tierärztein.
»Willst du fahren?«

»Wenn du nichts dagegen hast.«

»Nein, überhaupt nicht. Ich setze mich auf den Beifahrersitz. Außerdem finde ich Rosys Vorschlag gut. Sie kann sich schon jetzt zwischen den Sitzen verstecken.« Maxine öffnete die rechte hintere Tür und holte eine Decke von der Ablage. »Die kannst du später über dich legen.«

»Danke, das ist gut.«

Als Rosy in den Range Rover geklettert war und auch Maxine Wells saß, startete Suko den Wagen. Er musste ihn drehen. Der Platz dafür reichte aus.

Bisher waren sie fast nur bergauf gefahren. Jetzt ging es die gleiche Strecke wieder hinab. Suko musste schon Gas und Bremse gezielt einsetzen, um mit dem Tempo zu spielen. Sie durften nicht zu schnell werden, da die Strecke an einigen Stellen feucht und rutschig war. Da lag das alte Laub als dicke Schicht auf dem Boden.

Enge Kurven. Zweige, die gegen den Wagen schlugen und oft auch die Fenster erwischten.

Maxine Wells hatte ihre Praxis. So einfach konnte sie sich nicht freinehmen. Über Handy rief sie ihre Mitarbeiterin Doris an und erklärte, dass sie erst am nächsten Tag wieder in der Praxis sein würde.

Doris fragte nicht nach den Gründen. Sie bot sich an, Notdienst zu machen. Damit war die Ärztin einverstanden.

»Gut, dass auch das erledigt ist«, sagte Maxine und atmete tief durch. »Auf Doris kann ich mich verlassen.«

»Da hast du Glück.«

»Man schaut sich die Leute eben an.«

Sie hatten mittlerweile die tieferen Regionen erreicht. Der Wald verdichtete sich.

Maxine und auch Rosy schauten öfter aus dem Fenster, um

nach John und Carlotta Ausschau zu halten. Sie sahen sie nicht mehr. Es gab auch zu wenig Lücken, die eine freie Sicht ermöglichten.

Und so fuhren sie weiter in die Kurven hinein, die hier unten schon breiter waren. Verfolger oder Beobachter sahen sie nicht. Es wirkte alles völlig normal, und es blieb auch so, denn niemand lauerte ihnen auf. Am Ende des Weges stoppten sie. Doppelt so breit mündete er in die normale Straße, deren Asphalt einen feuchten Glanz bekommen hatte. Das hohe Gras, das in den Gräben wuchs, sah noch winterlich braun aus. Es würde noch einige Zeit dauern, bis sich das frische Grün wieder zeigte.

Suko bog nach links ab. Auf der asphaltierten Straße war es eine Freude zu fahren, auch wenn der Dunst etwas störte. Er war nicht so dicht, wie er von der Höhe her ausgesehen hatte.

Maxine drehte den Kopf. »Bist du okay, Rosy?«

»Ja.«

»Freut mich.«

Das Mädchen hatte sich bereits zwischen den Sitzen unter der Decke versteckt. »Dauert es noch länger, bis wir da sind?«

»Nein.«

»Hm.«

Maxine spürte, dass Rosy etwas hatte. »Möchtest du aussteigen und dich hier irgendwo verstecken?«

Die Antwort klang gequält. »Das weiß ich eben nicht, Max. Ich weiß gar nichts mehr. Ich habe Angst.«

»Vor wem?«

»Vor diesem Mann!«

Damit hatte sie Babur gemeint. Maxine verstand sie. Auch ein Erwachsener würde Angst vor diesem brutalen Menschen haben.

»Er wird dir nichts tun«, sagte Maxine. »Wir haben Suko dabei, das darfst du nicht vergessen. Aber ich will dich nicht beeinflussen. Es ist einzig und allein deine Sache, ob du bei

uns bleiben möchtest oder ob du dich lieber zurückziehst. Noch ist Zeit. Du kannst auch mit dem Bus nach Dundee zurückfahren. Er fährt zwar nicht auf dieser Strecke, aber bei der Herfahrt habe ich an einer Kreuzung eine Haltestelle gesehen. Wir könnten dich eben hinfahren.«

»Nein, ich bleibe bei euch und verstecke mich lieber.«

»Wie du willst.«

Es tauchten immer wieder Hinweisschilder auf, die dem Besucher die Firma näher brachten. Der Name HUMAN CHIP war nicht zu überlesen.

Die Tierärztin schüttelte den Kopf. »Kannst du dir denken, weshalb sie ihren Laden so genannt haben, Suko?«

»Nein. Ich glaube auch nicht, dass es einen menschlichen Chip gibt. Chips können nicht menschlich sein. Dahinter verbirgt sich der reine Zynismus.«

»Das finde ich auch.«

Vor ihnen erschien eine Kurve. Weil an der rechten Hangseite der Wald einen mächtigen Schatten warf, der auch die Straße erreichte, sah es aus, als würden sie in eine Höhle fahren. Sie rollten hinein - und sahen, dass die Straße endete. Das heißt nicht ganz. Sie führte an der rechten Seite der Anlage vorbei, aber sie war dabei wieder zu einem normalen Weg geworden, der mehr aussah wie ein Pfad für Spaziergänger.

Die Straße endete vor einem Tor, das weit offen stand.

Trotzdem konnte kein Besucher so einfach in das Gelände hineinfahren, denn hinter dem Tor war ein dicker, weiß angestrichener Schlagbaum herabgelassen worden. Links davon versperrte eine Mauer die Weiterfahrt, an der rechten Seite befand sich der kleine Betonbau, in dem so etwas wie eine Wachstube eingerichtet worden war. Auf dem Dach waren Kameras installiert.

Durch das Fenster schaute Suko in die Wachstube hinein. Es hielten sich dort mindestens zwei Männer auf. Er sah auch die Rückseite von zwei Monitoren.

Sie waren längst gesehen worden. Einer der Männer erhob sich von seinem Stuhl und ging zur Tür.

»Jetzt kommt es darauf an!«, sagte Maxine.

»Nervös?«

Sie lachte leise. »Die Ruhigste bin ich nicht.«

»Lass mich mal machen.«

Suko hatte die Scheibe herunterfahren lassen und hielt seinen Ausweis schon in der Hand, ohne ihn allerdings zu zeigen. Der Wächter musterte ihn mit seinen hellen Augen scharf. Ob er bewaffnet war, konnte Suko nicht sehen, aber er war misstrauisch, und seine Freundlichkeit wirkte aufgesetzt.

»Guten Tag. Sie wünschen?«

»Zum Professor müssen wir.«

Die Antwort schien dem Mann nicht zu gefallen. Er runzelte die Stirn. »Sind Sie bei Professor Elax angemeldet? Den meinen Sie doch - oder?«

»Er ist ja wohl der oberste Chef.«

Darauf ging der Mann nicht ein. »Sind Sie angemeldet?«

»Nein.«

»Dachte ich es mir doch!« Ein Zeigefinger deutete durch das offene Fenster. »Jeder Wagen hat einen Rückwärtsgang, auch Ihrer. Fahren Sie also zurück und sehen Sie zu, dass Sie sich bei Professor Elax um einen Termin bemühen.«

»Wir müssen aber jetzt mit ihm reden!« Suko blieb stur, und dann sah der Mann mit den hellen Augen plötzlich auf den Ausweis.

»Ich denke ja, dass Sie lesen können?«

Der Wachtposten sagte zunächst nichts. Er verglich das Bild auf dem Ausweis mit Sukos Gesicht, las auch den Text und verstand möglicherweise, dass es eine besondere Legitimation war, denn er schickte Suko nicht mehr weg.

»Gut, ich werde sehen, was sich machen lässt. Ich lasse die Schranke jetzt hoch. Sie können auf das Gelände fahren, aber parken Sie rechts von unserem Haus. Da finden Sie einige

Parktaschen.«

Mehr sagte er nicht. Er verschwand wieder in seiner Bude. Neben Suko atmete Maxine tief durch.

Suko lächelte. »Hat doch gut geklappt - oder?«

»Bis jetzt.«

»Zumindest sind wir schon mal drin. Ich denke nicht, dass sich die Leute hier gern mit Scotland Yard anlegen wollen. Zumindest haben wir etwas in Bewegung gebracht. Mit dem Auftauchen eines Yard-Beamten hat hier sicherlich keiner gerechnet. Ich bin gespannt, wie man uns empfangen wird.«

Die Schranke schwang hoch. Suko fuhr an, begleitet von den scharfen Blicken der Wächter. Er lenkte den Wagen brav nach rechts und konnte nach fünf Metern auf eine auf den Boden weiß eingezzeichnete Parktasche fahren, wo er den Motor ausstellte.

»Jetzt bin ich gespannt.«

»Auf diesen Professor Elax?«

»Klar.«

Maxine zuckte mit den Schultern. »Falls wir ihn je zu Gesicht bekommen werden.«

»Glaubst du, dass er sich verleugnen lässt?«

»Ich rechne mit allem.«

Suko schlug mit den Fingerspitzen auf das Lenkrad. »Ich weiß nicht, ob eine derartige Reaktion gut wäre. Man sollte die Polizei nicht misstrauisch machen. Wenn jemand etwas zu verbergen hat, ist eine kontrollierte Offenheit schon wichtig.«

»Lassen wir uns überraschen.« Maxine wandte sich danach wieder an Rosy. »He, wie geht es dir unter der Decke?«

»Ganz gut.«

»Wunderbar. Denk daran, auch wenn wir gleich aussteigen werden, bleibst du in Deckung.«

»Klar, ich bin doch nicht lebensmüde.«

»Achtung, er kommt zu uns«, sagte Suko, der den Spiegel nicht aus den Augen gelassen hatte.

Zwei Atemzüge später war der Wachposten schon da. Er öffnete an Sukos Seite die Tür.

»Sie können aussteigen.«

»Und dann?«

»Ich werde Sie hinbringen.«

»Zu Professor Elax?«

»Kommen Sie!«

Das gefiel Suko zwar nicht so recht, aber er wollte keinen Ärger machen. So stieg er aus, und auch Maxine verließ den Wagen. Ihr Gesicht zeigte einen verschlossenen Ausdruck, und sie beobachtete den Wachposten genau.

Er dachte nicht daran, den Wagen zu untersuchen. So wurde Rosy Mills nicht entdeckt. Es war schon gut gewesen, dass Suko sich identifiziert hatte. Einem Beamten von Scotland Yard traute man wohl keine Täuschung zu.

Carlotta hatte ihnen ja erklärt, wo der Komplex mit der unterirdischen Welt lag, doch dorthin gingen sie nicht. Suko und Maxine warfen sich einen verstohlenen Blick zu, hielten sich jedoch mit einem Kommentar zurück.

Sie schritten auf einen hellen Flachbau zu, dessen Fenster von innen durch Rollos verdeckt war, obwohl die Sonne nicht schien. Die Leute hier möchten das Tageslicht wohl nicht.

Die Eingangstür war verschlossen und öffnete sich erst, als der Wachposten einen Zahlencode eingegeben hatte. Hier gab es keinen Portier, dafür eine kleine Halle mit grauem Teppichboden, vier kleinen Sesseln und einem runden Tisch. Der Wachmann bat sie dorthin.

»Sie können Platz nehmen.«

»Sollen wir hier auf den Professor warten?«, fragte Maxine.

»Ja.«

»Hat er kein Büro?«

»Man hat mich angewiesen, dass Sie hier bitte warten möchten. Ich gehe davon aus, dass es nicht lange dauern wird. Einen schönen Tag wünsche ich Ihnen noch.«

Ohne ein weiteres Wort machte er auf dem Absatz kehrt und ging davon.

Maxine und Suko setzten sich. Die Tierärztin schüttelte den Kopf. »Ich fühle mich wie aufs Abstellgleis geschoben.«

»Kann man sagen.«

»Was soll das?«

»Das werden wir ihn fragen. Er wird sich schon eine entsprechende Ausrede zurechtgelegt haben. Er wird auch über dich Bescheid wissen. Ich bin gespannt, wie er auf deinen Anblick reagiert.«

»Wäre ich allein, hätte ich Angst. So aber werde ich allmählich wütend. Ich glaube daran, dass man uns ins Leere laufen lassen will.«

Suko enthielt sich eines Kommentars. Er hatte seinen Blick nach vorn gerichtet, wo sich eine Glastür abzeichnete, die allerdings geschlossen war. Sie konnte auch nicht normal geöffnet werden, denn wieder musste ein Code eingegeben werden.

Hinter der Tür erschien die Gestalt einer Frau, die ein graues Kostüm trug. Sie hatte helle Haare, die hochgesteckt waren. Zudem hatte sie über das Kostüm einen weißen Kittel gestreift, ihn aber nicht geschlossen.

Von innen her konnte sie die Tür normal öffnen und hatte dies kaum hinter sich, als sie auf dem direkten Weg die beiden Besucher ansteuerte.

»Das ist doch nicht Elax«, raunte Maxine.

»Bestimmt nicht.«

»Wer dann?«

»Sie wird es uns sagen.«

Die Frau - ihr Alter lag um die 40 herum - knipste ihr Lächeln an, das die etwas harten Gesichtszüge weicher wirken ließ. Sie hatte einen breiten Mund, sehr straffe Wangen und ein vorspringendes Kinn. Aus kühlen blauen Augen musterte sie die beiden Besucher.

»Sie möchten zu Professor Elax?«

Suko hatte sich erhoben. »Ja, das hatten wir vor. Aber Sie sind nicht der Professor - oder?«

»Nein, mein Name ist Doktor Shirley Cannon. Ich muss Ihnen leider mitteilen, dass der Professor beschäftigt ist und Sie deshalb mit mir vorlieb nehmen müssen ...«

Wir flogen noch immer.

Je länger wir uns in der Luft befanden, umso mehr konnte ich Carlotta verstehen, wie sehr sie dieses Gefühl genoss. Mir erging es nicht anders. Es war mit dem Fliegen in einem Flugzeug nicht zu vergleichen. Hier hatte ich einfach das Gefühl, frei zu sein und diese Freiheit auch genießen zu können.

Es gab nur uns, den Himmel und die Landschaft am Boden. Bäume, die auf mich riesig gewirkt hatten, kamen mir plötzlich klein vor, wenn ich von oben auf sie herabschaute. Ich blickte auch in das Tal hinein, in dem das Institut lag, und ich sah rechts von mir noch einige Male den Range Rover, der sich talwärts bewegte.

Auch Carlotta bereitete das Fliegen großes Vergnügen, sonst wären wir schon längst tiefer gegangen. So blieben wir zunächst auf gleicher Höhe, und manchmal flog sie mit mir waagerechte Schleifen.

An die Kälte hatte ich mich gewöhnt. Sie biss nicht mehr so scharf in mein Gesicht. Hin und wieder hörte ich Carlotta jubeln. Dabei drangen ungewöhnliche Laute aus ihrem Mund. Kleine, spitze Schreie, wie durch das Loch einer Pfeife geträllert. Die Laute hatten schon etwas von Vogelstimmen an sich.

Schließlich verloren wir an Höhe. Auch dies passierte nicht plötzlich, sondern lief sehr langsam ab. Und wir hatten uns

dem Institut genähert, das von dem grauen Dunstschleier bedeckt war, als wollte es sich verstecken. Die Umrisse der Bauten traten trotzdem hervor, sodass ich mir ihre Lage gut einprägen konnte. Ob jemand den Himmel mit einem Fernglas absuchte, war für uns nicht zu sehen. Ich hoffte es zumindest nicht.

Wir sanken weiter.

Leichte Winde erwischten uns, und dann hatte ich das Gefühl, von der Luft getragen zu werden. Der Wind rauschte in meinen Ohren. Die Kronen der Bäume rückten allmählich näher. Ich sah jetzt unter uns einen Mischwald.

Es war so etwas wie ein Wunder, dass ich flog, aber ich hatte mich an dieses Wunder gewöhnt. Ich erklärte Carlotta auch nicht, wohin sie zu fliegen hatte. Sie würde es schon selbst wissen. Auf keinen Fall würden wir innerhalb des Geländes landen.

Sie selbst hatte es auf einem sehr konventionellen Weg verlassen. Sie hätte auch in die Höhe steigen und über den blinkenden Zaun fliegen können. Darauf hatte sie verzichtet. Ich kannte den Grund nicht. Möglicherweise hatte sie ihre Bewacher über die wahren Absichten hinwegtäuschen wollen.

Noch segelten wir dicht über die Bäume hinweg, aber Carlotta suchte bereits nach einem Landeplatz, wo wir nicht durch starres Astwerk behindert wurden.

Wir kreisten. Wir sahen dem Dunst zu, der uns vom Boden her entgegenstieg, als wäre diese Region nichts anderes als eine gewaltige Waschküche.

Ich hatte den Kopf gedreht und schaute mit. Deshalb sah ich auch, dass sich unter uns eine Lichtung im Wald auftat.

Ich brauche Carlotta nicht darauf aufmerksam zu machen. Sie hatte den freien Platz selbst gesehen und sank ihm langsam entgegen. Die Helligkeit um uns herum verschwand, als wir in den Schatten der Bäume gerieten.

Der Boden war auch nicht unbedingt eben. In kleinen Wellen

senkte er sich dem Tal entgegen; und auf einem dieser breiten Buckel fanden wir einen Landeplatz.

Es war eine weiche Landung, die Carlotta auch locker abfederte. Zugleich rutschte ich von ihrem Rücken herab, fand ebenfalls wieder festen Boden unter den Füßen und hatte das Gefühl, einen leichten Schwindel zu erleben.

Aber ich konnte mich auch freuen, als ich in das glückliche Gesicht des Mädchens schaute. In ihren Augen lag ein Strahlen der Freude. Sie hatte allen Ärger vergessen. Für sie hatte es nur den Flug gegeben, den wir beide glücklich überstanden hatten.

»War das nicht toll, John?«

»Einmalig«, gab ich zu.

»Ich möchte nichts anderes mehr sein, verstehst du? Nur frei sein und mich immer so bewegen können.«

»Das kann ich sogar verstehen. Aber du musst auch daran denken, dass nicht alle Menschen deiner Meinung sind. Da kann noch einiges an Ärger auf uns zukommen.«

Sie senkte den Kopf. »Ich weiß, dass unser Leben bedroht ist. Wir sind nicht in Sicherheit. Sie werden uns suchen. Sie werden mit allen möglichen Tricks arbeiten, denn Babur hat seine Truppe gut im Griff.«

»Hast du auf dem Flug Männer gesehen?«

»Nein.«

»Aber das macht dich nicht ruhiger?«

Carlotta hob die Schultern. Wieder fiel mir auf, wie breit sie waren. »Ich weiß, John, dass sie nicht verschwunden sind. Sie haben immer aufgepasst - immer. Sie waren stets da, auch wenn man sie nicht gesehen hat. Deshalb müssen wir uns in Acht nehmen. Ich habe das Maxine und Suko nicht so gesagt, weil sie sonst versucht hätten, uns zu behindern. Aber ich muss auch an die anderen denken.«

»Wen genau meinst du damit?«

Sie überlegte einen Moment. Mit leiser Stimme erklärte sie: »Von Brüdern und Schwestern möchte ich nicht reden. Aber

ich bin nicht die Einzige gewesen, das weiß ich. Die Gefangenen habe ich nicht zu Gesicht bekommen, nur manchmal gehört.« Sie senkte die Stimme. »Das ist dann schon sehr komisch gewesen. Sie haben sich unterhalten, aber ihre Stimmen klangen nicht so wie meine.«

»Sondern?«

»Anders, John, ganz anders. Viel höher und auch schriller. Das hörte sich manchmal an wie ein Pfeifen.«

»Wie bei dir, nicht?«

Carlotta blickte mich an und fasste an ihren Kehlkopf. Dort hatte sich die Haut verändert. Sie stand vor und sah aus wie ein kleiner Sack, der aufgeblasen war. War das ein Kehlkopf?

»Meinst du meine Syrinx?«

»Was ist das?«

»So nennt man das Stimmorgan der Vögel. Wenn ich die Luft ausstoße zieht sich bei mir die Haut zusammen. Deshalb kann ich auch diese hohen Schreie ausstoßen.«

»Das muss wohl so sein.« Ich betrachtete sie. Erst jetzt fiel mir so richtig auf, was ich zuvor nur am Rande registriert hatte. Mir kamen ihre Unterarme nicht so lang vor wie die eines Menschen. Dafür waren die Finger verlängert, und auf ihnen wuchs ein Flaum aus Federn. Selbst bei diesem schlechten Licht strahlten die Flügel noch einen seidigen Glanz aus. Zumeist weiß, aber an bestimmten Stellen auch mit leichten Blautönen vermischt. In der direkten Körpernähe glaubte ich sie sogar rot schimmern zu sehen.

Was war mit ihr geschehen? In welch ein Experiment war sie hineingeraten? Hatte man die DNS eines Vogels mit der eines Menschen gekreuzt? War so etwas überhaupt möglich?

Ich war nicht in der Lage, mir diese Frage zu beantworten. Das musste ich dem Professor überlassen, aber an den mussten wir erst mal herankommen.

»An was denkst du jetzt, John?«

»An dich.«

»Stimmt. Du hast nicht gelogen.«

Ich wiegte den Kopf. »Warum sollte ich das tun, Carlotta? Du bist eben einmalig, das weißt du auch. Du bist ein Wunder, das ich noch nicht richtig begreifen kann. So ehrlich bin ich. Ich bin noch nicht dahinter gekommen, was man mit dir gemacht hat, aber ich werde es herausfinden.«

Sie schaute zu Boden, als wollte sie den feuchten Geruch der Pflanzen und Moose aufsaugen. »Ich würde dir ja gerne helfen, John, aber ich kann es dir nicht genau sagen. Es ist passiert, nur war ich nie bei voller Besinnung, wenn der Professor sich mit mir beschäftigt hat. Ich habe immer nur das Ergebnis mitbekommen, und ich bin auch nicht sofort so geworden, wie du mich jetzt siehst. Das ging alles immer nur schrittweise. Ich habe auch nebenbei gelernt. Man hat mich, wie man sagt, für das Leben vorbereitet.«

»Und wer hat dir das alles beigebracht?«

»Wir nannten sie Mutter.«

»Eine Frau also. Und wie heißt sie wirklich?«

»Shirley Cannon. Sie hat mich alles gelehrt. Eigentlich muss ich ihr dankbar sein.«

»Hast du sie gemocht?«

Den folgenden Satz begleitete sie mit einem leisen Lachen. »Das kann ich nicht so genau sagen. Ich habe mich eben an sie gewöhnt. Sie hat mir vieles erklärt. Sie hat mir auch Bücher gegeben, in denen ich gelesen habe. Sie hat mit mir vor dem Fernseher gesessen, sodass ich sehen konnte, wie die Welt aussah. Und sie hat uns allen auch den Namen Windjäger gegeben.«

»Sehr gut. Aber sie hat dich nie freigelassen und hätte es auch nicht getan?«

»Nein.«

»Hast du es versucht?«

Hastig winkte Carlotta ab. »Wo denkst du hin? Ich habe mich nicht getraut. Ich wollte auch nicht, dass sie wütend wird.

Einmal habe ich das erlebt, das war schlimm.«

»Ist sie wegen dir wütend geworden?«

»Klar.«

»Was hast du denn getan?«

»Ha, ich wollte weg!«

»Oh!«

»Ja, da war eine Tür offen. Ich war noch klein. Dann hat sie mich angebrüllt, als sie mich erwischte. Ich weiß gar nicht mehr, was sie alles gesagt hat, aber es war schlimm. Später hat es ihr dann Leid getan, und sie hat sich sogar bei mir entschuldigt.«

»Was der Professor nie getan hat -oder?«

»Elax?« Sie schauderte zusammen. »Nein, John, nein, nicht er. Ich ... ich habe furchtbare Angst vor ihm. Er sieht schlimm aus, das kann ich dir sagen.«

»Was meinst du damit?«

»Ich habe mal gehört, wie einer über ihn gesagt hat, er wäre ein Krüppel.«

»Stimmt das denn?«

Carlotta schob die Unterlippe vor und nickte einige Male heftig. »Ich glaube schon. Er hat einen Buckel, geht immer schief und zieht auch ein Bein nach.«

»Er ist verwachsen?«

»Kann man auch so sagen, John. Allerdings soll er ein Genie sein, hat Shirley gemeint.«

»Nun ja, wir werden es erleben.« Ich wollte noch etwas hinzufügen, hielt aber den Mund, weil Carlotta rasch einen Finger auf ihre Lippen gelegt hatte.

Es war eine Warnung. Sie musste etwas gehört haben, das mir entgangen war. Als sie meinen fragenden Blick sah, ließ sie den Finger sinken und gab mir eine Antwort. »Sie kommen, John. Sie sind unterwegs. Sie hütern in der Nähe. Kann sein, dass sie uns bereits gesehen haben und jetzt Bescheid wissen.«

Das war deutlich genug. Ich stellte auch keine weiteren

Fragen, blickte mich aber sicherheitshalber um. Es war klar, dass mir nichts auffiel, wir waren allein und wurden von den Dunstschleieren umkreist. Trotzdem glaubte ich Carlotta. Ich konnte mir vorstellen, dass ihre Sinne ausgeprägter waren als meine. Jemand wie sie musste einfach sensibilisiert sein.

Als sie dann in eine bestimmte Richtung deutete, stand für mich fest, dass die Häscher aus dem Tal her kamen, wo der Wald noch dichter wuchs und ziemlich nahe an das Gelände der Firma heranreichte, was ein Vor- als auch ein Nachteil sein konnte.

Es war Carlotta anzusehen, dass sie über einen Ausweg nachdachte. Ich hatte mir auch meine Gedanken gemacht, hielt sie aber zurück und wartete darauf, dass mir das Mädchen seinen Entschluss mitteilte. Da ich nichts hörte, sagte ich:
»Fliegen oder laufen?«

»Ich bin noch unschlüssig.«

»Fliegen wäre einfacher.«

Sie stand da und grübelte. »Weiß nicht«, sagte sie dann leise. »Sie haben Zeit genug gehabt, sich auf gewisse Dinge vorzubereiten. Der Professor ist schlau und raffiniert. Er wird auch Babur von seinen Plänen überzeugt haben.«

»Nur hatten sie nicht viel Zeit.«

»Das stimmt auch.«

»Außerdem können sie nicht die gesamte Umgebung unter Kontrolle behalten. Die ist einfach zu groß. Hinzu kommt, dass auch der Nebel einen gewissen Schutz bildet. Ich denke, wir sollten uns wieder in Bewegung setzen.«

Nach meinem Vorschlag wirkte Carlotta etwas ratlos. »Und wohin sollen wir gehen?«

Auf meine Lippen legte sich ein Lächeln. »Manchmal ist man in der Höhle des Löwen sicherer.«

Sie erschrak. »Willst du tatsächlich in das Haus?«

»Erst mal auf das Gelände. Mit deiner Hilfe können wir den Zaun überfliegen.«

Ich wusste nicht, ob sie meinen Mut bewunderte. Jedenfalls war sie sprachlos geworden. Ich lauschte. Da zeigte sich keine Veränderung. Kein Ruf, keine Stimme erreichte unsere Ohren. Nichts war von Verfolgern oder einer Suchmannschaft zu hören. Wenn sie schon in der Nähe gewesen waren, mussten sie einen anderen Weg genommen haben.

»Sag du es, John!«

»Dann lass uns gehen.«

»Ja, das ist gut.«

Ob Carlotta so davon überzeugt war, wusste ich nicht. Sie war zumindest unsicher geworden, nachdem sie die Stimmen gehört hatte. Zu dicht war der Dunst auch nicht. Man hätte uns vom Boden her leicht in der Luft sehen und abschießen können. Das wollte keiner von uns beiden riskieren.

Es gab keinen Weg. Wir kannten nur die Richtung. Es war einfach. Nur immer bergab. Dann würden wir automatisch dort landen, wo wir hinwollten.

Unser Trip glich keinem Waldspaziergang. Wir mussten schon Augen und Ohren offen halten und auf alle möglichen Überraschungen gefasst sein. Es war auch mit Tricks der anderen Seite zu rechnen. Die Truppe der Verfolger konnte sich versteckt haben und urplötzlich aus dem Nichts hervorbrechen.

Es gab wirklich keinen Weg.

Ich kam mir vor wie ein Trapper, der sich quer durch das Gelände schlug. Oft genug versperrten uns Nadelbäume den Weg, deren Zweige wie kleine Peitschen gegen uns schlugen.

Der Wald war eine Welt für sich. Nach außen hin sah er tot aus, aber er lebte, er atmete, er spie aus. Er war ein eigenes Biotop. Es gab Geräusche in unserer Umgebung. Knistern, Rascheln, mal das Schlagen von Flügeln, wenn wir irgendwelche Vögel gestört hatten, aber Menschen entdeckten wir nicht.

Hin und wieder trat der nackte Fels zum Vorschein. Wie

Buckel wuchs das Gestein aus dem Boden hervor. Manchmal mussten wir in weiche, mit Laub gefüllte Mulden hineinrutschen, um weiterzukommen.

Von unserem Ziel sahen wir so gut wie nichts. Hin und wieder, wenn es Lücken gab und wir einen freien Blick erhielten, konnten wir ins Tal schauen und sahen den umzäunten Komplex. Er kam mir noch so weit weg vor wie ein entfernter Planet.

Etwa 20 Minuten waren vergangen, als Carlotta an einem Baum stehen blieb und sich mit fahrgen Blicken umblickte.

»Was hast du?«

Ihre Hände zitterten leicht.

»Das gefällt mir alles nicht, John.«

»Wieso?«

»Ich habe das Gefühl, in einer Falle zu stecken.«

»Sorry. Aber ich sehe nichts.«

»Eben, das ist es. Sie sind raffiniert, davon kannst du ausgehen. Die haben sich schon was ausgedacht.«

»Und was könnte das sein?«

Sie zuckte mit den Schultern.

Ich wollte sie nicht kritisieren, aber ihre Vorsicht kam mir schon übertrieben vor. Es war inzwischen Zeit vergangen. Ich dachte auch an Suko, Maxine und Rosy. Von ihnen hatten wir nichts mehr gehört und gesehen. Sie über Handy anzurufen wollte ich nicht riskieren. Da sie sich bei mir ebenfalls nicht gemeldet hatten, ging ich davon aus, dass bei ihnen alles glatt verlaufen war.

Ich stieß Carlotta an. »Komm weiter.«

Sie hatte nichts mehr dagegen. Ich nahm an, dass wir die Hälfte der Strecke hinter uns gelassen hatten.

Der Rest war steiler und nicht einfacher zu gehen. Bisher war ich noch nicht gerutscht. Das änderte sich, als ich die Strecke abkürzte. Ich trat seitlich gegen einen mit Laub bedeckten Abhang und glitt dann stolpernd an ihm herab. Wenn ich mich

nicht täuschte, endete er sogar an einem Pfad oder Weg.

Carlotta folgte mir. Nur rutschte sie den Hang nicht herab.

Sie hatte es einfacher und glitt durch die Luft. Mit sanften Flügelschlägen segelte sie auf mich zu, überholte mich und erreichte das Ende eher als ich.

Laub klebte an meiner Hose und auch an der Jacke, als ich mich wieder aufrichtete. Ich wollte etwas zu Carlotta sagen und hatte den Mund schon geöffnet, als mir ihr entsetzter Gesichtsausdruck auffiel.

Etwas musste hinter mir sein.

Ich drehte mich um!

Die Gestalt war genau in diesem Moment hinter einem dicken Baumstamm hervorgehuscht und griff sofort an ...

Wie viele Sekunden uns noch blieben, wusste keiner von uns. Es war jedenfalls Zeit genug, um das Aussehen der Gestalt deutlich wahrnehmen zu können. Das musste ein Mitglied der Schutztruppe sein, und dieser Kerl war angezogen wie ein Soldat oder wie einer von einem Sondereinsatzkommando. Er trug einen Helm, grüne Tarnkleidung und war mit einem Gewehr bewaffnet, das er während des Laufens auf uns anlegte. Es konnte durchaus sein, dass ihn unser Auftauchen überrascht und er nicht genau gewusst hatte, was er tun sollte.

Er hatte mich aufs Korn genommen. Wahrscheinlich wollte er mich zu Boden rammen.

Die Szene setzte sich aus Momentaufnahmen zusammen, und mich erwischte ein leichter Windstoß. Zugleich hörte ich das schrille Geräusch aus dem Mund des Mädchens. Im nächsten Augenblick schwebte Carlotta über dem Boden.

Genau das hatte sie gewollt, und es war raffiniert gemacht, denn der anstürmende Mann tat das, was sie wollte. Er änderte die Richtung seiner Waffe und legte jetzt auf Carlotta an.

Ich warf mich vor.

Ich musste verdammt schnell sein und ihn gar nicht erst zum Schuss kommen lassen. Wie ein mächtiger Stein wuchtete ich mich gegen ihn. Der Zusammenprall war für ihn schlimmer als für mich. Ich war darauf eingestellt gewesen, er nicht. Ich hörte seinen Aufschrei. Er wurde gestoppt, ich schlug das Gewehr zur Seite, riss den linken angewinkelten Arm in die Höhe und erwischte mit dem Ellbogen sein Kinn.

Der Mann hatte Mühe, den harten Schlag zu verdauen. Er torkelte zurück. Sein Glück war der Baumstamm, der ihn stoppte. Sonst wäre er gefallen.

Ich setzte sofort nach. Bevor er die Waffe auf mich richten konnte, brachte ich ihn mit einem Tritt in den Leib in Bedrängnis. Er knickte zusammen. Ich hörte, wie er keuchend um Atem rang. Sein Gesicht verzerrte sich, und er presste beide Hände gegen die getroffene Stelle. Ich gab ihm keine Pause. Entriss ihm das Gewehr, was bei ihm wohl für einen Kraftschub sorgte, denn er kam trotz des Treffers wieder hoch.

Mit dem Lauf schlug ich zu.

Der Mann kippte zur Seite. Er prallte auf den Boden und rollte über den Weg hinweg. Ich wollte mich um ihn kümmern und sehen, ob er ganz ausgeschaltet war, als ich hinter mir die keuchenden Geräusche hörte.

Es gab noch einen zweiten.

Und der kämpfte mit Carlotta.

Beim ersten Hinschauen bekam ich Angst um sie, aber die brauchte ich nicht zu haben, denn ich sah, welche Kraft in ihrem Körper steckte.

Dem Kerl, der gleich angezogen war wie sein Kumpan, war es nicht gelungen sein Gewehr anzulegen. Er hatte es sogar fallen gelassen, um sich zu wehren.

Carlotta schwiebte hinter ihm. Sie hatte beide Hände um seinen Hals gelegt und es auch geschafft, ihn vom Boden zu zerren. Seine Füße pendelten über dem Boden. Er trat und

schlug mit den Beinen um sich. Sein Gesicht war vor Anstrengung rot angelaufen. Ihm wurde die Luft genommen, und die Augen quollen ihm aus den Höhlen.

Aus dem offenen Mund drangen Würgelaute, während er wie ein Fisch auf dem Trockenen zappelte.

Aber Carlotta hatte ihn im wahrsten Sinne des Wortes voll im Griff. Er kam nicht mehr frei. Er keuchte nur noch, und seine Bewegungen wurden schwächer.

Schließlich hörten sie völlig auf.

Das war der Moment, in dem Carlotta ihn losließ. Aus kurzer Entfernung prallte der Mann mit den Füßen auf und sackte durch sein Eigengewicht zusammen.

Carlotta, die waagerecht in der Luft geschwebt hatte, sank ebenfalls zu Boden und lächelte mir scheu zu, als wäre sie über ihre eigene Tat verwundert.

Ich schaute mir den Mann näher an. Nein, er war nicht tot, aber völlig groggy. An seinem Hals malten sich die Spuren der Finger ab. Der Mann röchelte, er zuckte, aber er war noch nicht in der Lage, sich zu erheben.

Ich packte ihn unter und schleifte ihn dorthin, wo auch sein Kumpan lag. Es war ein guter Platz, denn auf ihm lag das Laub wie ein weiches Polster.

Schnell nahm ich den beiden die Gewehre ab und stellte dabei fest, dass es Betäubungsgewehre waren. Normale Waffen trugen sie auch. Revolver der Marke Smith & Wesson, die ich ihnen ebenfalls abnahm.

Eine Handschelle trug ich immer bei mir. Und die tat jetzt ihren Dienst. Ich fesselte die beiden zusammen. Ein Ring klemmte um ein Fuß- der andere um eine Handgelenk. Mit ihren Taschentüchern sorgte ich für zwei provisorische Knebel. Ich band sie nicht zu hart zu, denn es sollte keiner ersticken. Sie würden sie bestimmt bald loswerden können.

Die Gewehre warf ich weg. Die beiden Revolver blieben in meinem Besitz.

»Darf ich auch einen haben?«, fragte Carlotta.

Ich war überrascht. »Kannst du denn schießen?«

»Bestimmt. Ich habe es noch nicht selbst getan, aber ich habe es im Fernsehen gesehen.«

Mittlerweile traute ich ihr einiges zu. Sie bekam einen Revolver, den sie in den Hosenbund an ihrem Rücken schob. Beinahe wie ein Profi. Dann wunderte sie sich darüber, dass wir nicht gingen, aber ich hatte meine Gründe.

»Einer von ihnen wird uns bestimmt einiges über die Aktion erzählen können.«

»Daran habe ich gar nicht gedacht.«

»Ich mache dir auch keinen Vorwurf. Aber das gehört zu meinem Job.« Ich kümmerte mich um den Mann, der durch mich ausgeschaltet worden war. Er war noch als Ehester in der Lage, mir einige Antworten zu geben. Er lag auf dem Rücken. Ich zog einen der beiden Beute-Revolver und drückte die Mündung gegen die Stirn des Mannes. Dann nahm ich ihm den Knebel ab.

Ich kniete, und Carlotta stand neben mir. Sie schaute von oben her auf mich herab, blickte sich auch um, denn wir mussten damit rechnen, dass noch weitere der Häscher unterwegs waren. Aber das hoffte ich von dem Typen zu erfahren.

An seinem Kinn entdeckte ich eine Schwellung. Er litt vermutlich unter starken Schmerzen. Darauf konnte ich keine Rücksicht nehmen und fragte ihn: »Nenn mir einen Grund, weshalb ich dich und deinen Kumpan am Leben lassen soll!«

Die Drohung musste ihn beeindruckt haben, denn er sagte zunächst kein Wort.

»He, was ist? Stumm?«

»Fahr zur Hölle!«

Ich lachte ihn an. »Klar, das hättest du gern, aber den Gefallen werde ich dir nicht tun. Hier fährt niemand zur Hölle, verstehst du? Es sei denn, du spielst hier den stummen Fisch.

Dann bist du schneller tot als du denken kannst.«

Ich ließ meine Worte einwirken. Er kämpfte mit sich selbst. Er verdrehte die Augen. Möglicherweise suchte er nach einem Ausweg, aber da war der Druck der Waffe, und diese Sprache kannte er.

»Kapiert?«

»Ja.«

»Dann hör genau zu. Hat Babur euch den Befehl gegeben, uns abzuschießen wie Tontauben?«

»Nein«, erwiderte er flüsternd und keuchend zugleich. »Wir haben euch nicht killen wollen. Wir sollten sie zurückholen.«

»Mit Waffengewalt. Wie schön.«

»Wir sollten sie nur betäuben.«

»Und dann?«

»Wieder dorthin bringen, wo sie hingehört.«

»Sie gehört keinem. Weder dir, Babur, noch dem Professor. Sie gehört nur sich selbst. Ich hoffe, das geht in deinen verdammten Schädel hinein.«

»Ich bin nicht dafür verantwortlich. Ich habe nur meinen Job getan.«

»Genau. Das bringt mich zum Thema. Du bist nicht allein gewesen. Oder ihr seid nicht allein gewesen. Mit wie vielen Verfolgern muss ich rechnen?«

»Wir sind eine Truppe.«

»Wie stark?«

»Zehn ...«

Das reichte mir. Zwei Typen hatte ich ausgeschaltet. Blieben noch acht. Kein gutes Verhältnis, aber ich konnte es nicht ändern.

»Wie sieht euer Vorgehen aus?« Ich ruckte mit dem Revolver.

»Wir - suchen die Umgebung ab.«

Ich durchsuchte seine Taschen und fand ein Handy. Schnell war es ausgeschaltet. Dann schleuderte ich es in den Wald

hinein. Auch der zweite Typ wurde sein Handy los, und ich wandte mich wieder an den ersten Knaben.

»Weiter im Text. Was sollte geschehen, wenn ihr uns gefangen genommen habt?«

»Sie muss wieder zurück, hat der Professor gesagt.«

»Und ich?«

Er schaute mich an, und in seinem Blick sah ich so etwas wie Unverständnis. Daraus entnahm ich, dass er mich nicht auf der Rechnung gehabt hatte. Für ihn musste ich wie ein Fremdkörper wirken. Ein Grinsen konnte ich mir nicht verkneifen.

»Antworte!«

»Keine Ahnung. Wirklich nicht. Ich weiß nicht, wer du bist. Von dir war nicht die Rede. Nur von dieser Carlotta.«

»Dann weiß Babur nichts von mir?«

»Keine Ahnung. Uns hat er nichts gesagt. Verdammt, das schwöre ich dir.«

Ich glaubte ihm sogar, dass sie mich nicht auf der Rechnung gehabt hatten. Möglicherweise wusste Babur etwas mehr, aber nicht genug, um die Pläne zu ändern.

»Wo stecken deine Kumpane?«

»Sie durchkämmen den Wald.«

»Und unten auf dem Gelände?«

»Sind keine mehr.«

Das hörte sich gut an. Ich glaubte nicht, dass mir der Mann die Unwahrheit gesagt hatte. Wenn wir es geschickt anstellten, konnten wir uns an ihnen vorbeimogeln und dann gemeinsam auf das Gelände fliegen.

Sah nicht schlecht aus ...

Aber die beiden musste ich ausschalten. Wieder zwei Knebel zu formen, reichte nicht, ich musste schon zu drastischeren Maßnahmen greifen. Was ich wissen wollte, hatte ich erfahren.

Ich sah sein erschrecktes Gesicht, als ich die Waffe hob und gezielt zuschlug. Im Laufe der Jahre bekommt man Routine,

wie dosiert man seine Kraft einsetzen muss.

Nach dem dumpfen Laut des Aufpralls verdrehte der Mann die Augen und sackte zusammen, obwohl er schon lag. Es glich mehr einem Erschlaffen oder Entspannen.

Ich kümmerte mich um den zweiten Mann. Der litt mehr. Sein Gesicht war rot angelaufen und schweißüberströmt. Er war froh, als ich ihn von dem Knebel erlöste.

Wenig später hatte ich ihn ebenfalls ausgeschaltet und konnte jetzt beruhigter sein.

Carlotta hatte stumm zugeschaut. Als ich mich aufrichtete, zwang sie sich zu einem Lächeln. »Wärst du nicht gewesen, hätten sie mich gehabt.«

»So einfach ist das nicht.«

»Und wie geht es jetzt weiter?«

»Hast du alles gehört?«

Sie nickte.

»Gut. Wir müssen die Augen offen halten. Acht Wärter sind unterwegs. Sie suchen das Gelände ab. Einen kleinen Vorsprung haben wir, denn die beiden hier können vorerst keine Meldungen abgeben. Ob sie damit rechnen, dass wir zum Institut oder zur Firma wollen, weiß ich nicht. Jedenfalls dürfen wir uns keinen Fehler erlauben.«

»Sollen wir nicht doch fliegen?«

Der Vorschlag war nicht schlecht. Jedenfalls kamen wir schneller voran. Wenn wir uns dicht oberhalb der Bäume hielten und gewisse Lücken zwischen ihnen ausnutzten, könnte das durchaus klappen.

»Es ist dir hier nicht zu eng?«

»Nein, John.«

»Okay, dann können wir einen Versuch starten. Aber denke immer daran, dass die Männer mit Gewehren bewaffnet sind. Und auch mit Revolvern.«

»Sie töten mich nicht, John. Sie wollen mich zurückhaben. Um dich habe ich mehr Angst.«

»Ich werde es schon schaffen.«

Wir schauten uns an, weil zwischen uns eine Schweigepause entstanden war. Der Blick in die Augen der jeweils anderen Person bewies uns, dass wir uns gegenseitiges Vertrauen schenkten. Wir konnten uns aufeinander verlassen.

»Schicksalsge meinschaft?«, fragte Carlotta.

»Da stimme ich voll zu!«

»Hand drauf!«

Ich tat ihr den Gefallen.

Dann drehte sie mir den Rücken zu. »Du kennst dich ja mittlerweile aus, John.«

Wieder zweifelte ich, ob sie mein Gewicht überhaupt tragen konnte, aber warum sollte sie jetzt weniger Kraft haben als beim ersten Mal? Ich ließ mich nach vorn sinken, und schon bald berührte ich mit meiner Vorderseite ihren Körper.

Sie sackte etwas in die Knie ein. Wenig später erlebte ich den Gegendruck. Zugleich bewegten sich rechts und links neben mir die Flügel.

Und dann ging es hoch.

Beim ersten Mal war alles glatt gegangen. Ich konnte nur hoffen, dass uns das Schicksal auch diesmal zur Seite stand ...

Mit dem Auftritt einer Frau hatten weder Maxine Wells noch Suko gerechnet. Sie waren beide verblüfft.

Shirley Cannon wirkte sehr selbstsicher, wenn nicht sogar etwas hochmütig. Das mochte an ihren hochgezogenen Augenbrauen liegen, und sie ließ sich auch Zeit, denn sie wollte, dass die Besucher antworteten.

Suko übernahm das Wort. »Nichts gegen Sie, Doktor, aber eigentlich haben wir den Professor erwartet.«

»Es tut mir wirklich leid, aber Professor Elax ist sehr beschäftigt. Sie müssen schon mit mir vorlieb nehmen.«

»Das wollen wir aber nicht«, erklärte Maxine.

Ein spöttischer Blick traf sie. »Pardon, aber das hier ist ein privates Gelände. Ich denke nicht, dass Sie hier etwas zu sagen haben. Es sei denn, sie erscheinen hier mit einem richterlich abgesegneten Durchsuchungsbefehl, aber den haben Sie wohl nicht - oder?« Nach dem letzten Wort reckte sie ihr Kinn vor.

»Nein, den haben wir nicht«, erklärte Suko.

»Aber Sie sind Polizisten?«

»Ja.«

»Einen Ausweis haben Sie auch?«

Suko war verpflichtet, ihn zu zeigen. Er hoffte nur, dass Shirley Cannon nicht auch den seiner Begleiterin verlangte. Gelassen zog Suko das Dokument hervor und reichte es der Frau.

Sie trat damit in ein etwas besseres Licht und schaute sich das Dokument genau an, bis sie es Suko kommentarlos zurückgab.

»Möchten Sie meinen Ausweis auch sehen?«, erkundigte sich Maxine. Sie ging mit dem Bluff aufs Ganze.

»Nein, danke. Aber ich würde gern wissen, was mir die Ehre Ihres Besuches verschafft.«

»Das wollten wir mit dem Professor bereiten.«

»Sie müssen mit mir vorlieb nehmen!« Die Cannon blieb hart. »Dabei fällt mir ein, dass ich Ihren Namen nicht weiß, Madam.«

Suko war schneller. »Meine Kollegin heißt Glenda Perkins.«

Maxine zeigte keine Reaktion nach dieser Notlüge. Sie konnte sich denken, warum Suko nicht den richtigen Namen genannt hatte. Es war durchaus möglich, dass er dem Professor und auch seiner Assistentin, denn als nichts anderes musste man Shirley Cannon ansehen, bekannt war.

»Okay. Da jetzt alle Unklarheiten beseitigt sind, kommen wir wieder auf den Grund Ihres Besuchs zu sprechen. Die Polizei - dazu noch Scotland Yard - ist ja nicht erschienen, um eine High-Tech-Firma zu besichtigen.«

»Das nicht«, sagte Suko. »Uns sind nur gewisse Vorfälle zu Ohren gekommen, die unseren Besuch dringend gemacht haben.«

»Interessant. Ich höre.«

Suko hatte sich zurechtgelegt, was er sagen wollte. »Es handelt sich um eine Anzeige.«

»Bitte?«

»Ja, um eine Anzeige gegen sie. Das heißt gegen die Firma Human Chip. Man hat uns darauf hingewiesen, dass hier gewisse Gesetze der Ethik umgangen werden, die ...«

Die Cannon war echt sauer und zeigte sich auch überrascht.
»Moment mal, wer erzählt so etwas?«

»Tut mir leid, Doktor. Aber wir sind nicht verpflichtet, Ihnen den Namen preiszugeben.«

»Ach ja?«

»So ist es.«

»Und Sie wollen sich natürlich mit eigenen Augen ein Bild von der Sache machen?«

»So ist es«, bestätigte Suko.

»Sie haben auch Ahnung von dem, was wir hier präsentieren?«

»Leider nein«, gab Suko zu und reichte den schwarzen Peter an Maxine weiter. »Deshalb ist meine Kollegin Dr. Glenda Perkins ja mitgekommen.«

»Ah ja.«

Maxine hätte Suko am liebsten in den Hintern getreten. Da dies zu auffällig war, musste sie in den sauren Apfel beißen und das Spiel mitmachen.

»Es ist so, wie Ihnen mein Kollege schon sagte. Sie wissen selbst, wie sensibel die Öffentlichkeit auf die Gentechnologie reagiert. Es müssen Kontrollen geschaffen werden, die leider noch nicht so greifen, wie man es sich wünscht...«

Shirley Cannon ließ Maxine nicht zu Ende reden. »Was wirft man uns konkret vor, Mrs. Perkins?«

»Manipulationen.«

»Ach, hören Sie auf!« Die Cannon winkte heftig ab. »Das ist ein verdammt weites Feld. Wen oder was sollen wir manipuliert haben? Sagen Sie es!«

»Es geht um die Chips.«

»Klar. Um humane Chips«, erwiderte Shirley Cannon voller Spott.

»Das kann man so oder so sehen.«

»Und wie sieht es der geheimnisvolle Unbekannte?«

Maxine überlegte. Sie durfte auf keinen Fall zu viel verraten und damit der Wahrheit zu nahe kommen. »Ich hatte ja schon von der Sensibilität gesprochen und...«

»Vergessen Sie das. Werden Sie konkret!«

»Es geht um Informationen. Um die Informationen, die sich auf den Chips befinden.«

Shirley Cannon sagte zunächst nichts. Dann lächelte sie. »Glauben Sie nicht, Mrs. Perkins, dass dies ein wenig mager ist, was Sie da gesagt haben?«

»Nein, das denke ich nicht. Wenn Informationen an die Öffentlichkeit gelangen, die nicht für sie bestimmt sind ...«

»Von welchen reden Sie denn genau?«

»Denken Sie an Ihre Chips«, wich Maxine aus.

»O ja, daran denke ich. Sie sind wichtig für Menschen. Wir arbeiten mit dem Forschungsministerium zusammen. Wir stellen Chips her, die Leben retten können. Winzlinge, aber prall gefüllt mit Informationen. Wir werden bald soweit sein, um diese Chips in die Gehirne der Menschen transplantieren zu können. Es geht uns dabei um die Heilung von Gehirnkrankheiten. Sie glauben gar nicht, wie dankbar uns auch die Neurologen sein werden, wenn wir es endlich geschafft haben.

Und sollte Sie stören, dass das hier in der Einsamkeit geschieht, muss ich Ihnen sagen, dass auch die Konkurrenz nicht schläft. Wir haben uns zurückgezogen, um in Ruhe arbeiten zu können. Begreifen Sie das endlich, Doktor

Perkins.«

Die Sicherheit, mit der die Frau ihr Statement gegeben hatte, beeindruckte Maxine schon. Nur ließ sie sich davon nicht aus der Ruhe bringen, denn sie sagte: »Man kann sich auch in die Einsamkeit zurückziehen, um sich nicht in die Karten schauen zu lassen, weil man etwas zu verbergen hat.«

»Bitte, das ist Ihre Meinung. Was genau werfen Sie mir vor?«

»Manipulation an einem lebenden Objekt.«

Suko spendete der Tierärztin innerlich Beifall. Sie hielt sich verdammt gut.

»Genauer bitte.«

»Ihnen wird vorgeworfen, dass sie einen Menschen verändert beziehungsweise genetisch manipuliert haben.«

»Wie sollte das geschehen sein?«

»Durch die Transplantation eines Chips.«

»Was ist dann passiert?«

Maxine befand sich in der Klemme. Wieder suchte sie nach einer pasablen Ausrede. »Dieser Mensch hat durchgedreht. Er reagierte völlig abnorm. Er tötete seine Frau und seine Tochter mit einer Axt und hat dann versucht, die Leichenteile zu kochen und zu ...«

Das scharfe Lachen der Frau unterbrach Maxine. »Hören Sie, Dr. Perkins, sprechen Sie hier vielleicht von einem Film, der seit einiger Zeit Furore macht? Wenn sie Hannibal Lecter meinen, dann müssen Sie ihn in Florenz suchen und nicht hier.«

»Leider ist es kein Film.«

»Gut, gehen wir einen Schritt weiter. Und dieser Mann, dieser Killer hat Ihnen gestanden, den Chip hier bei uns eingepflanzt bekommen zu haben.«

»So ist es.«

»Wobei er dann noch Anzeige erstattete.«

»Nein, das war sein Bruder.«

Wieder musste Suko Maxine innerlich Beifall spenden. Sie

übertraf sich wieder einmal selbst.

»Den Namen wollen Sie mir nicht sagen?«

»Nein.« Diesmal sprach Suko. »Wir möchten nicht in ein schwebendes Verfahren eingreifen, aber wenn Sie nichts zu verbergen haben, dann können Sie uns ja Rede und Antwort stehen.«

»Wir haben hier nichts zu verbergen. Außerdem habe ich Ihnen Rede und Antwort gestanden.«

Suko wiegte den Kopf. »Wir haben uns das etwas anders vorgestellt, wenn Sie erlauben.«

»Und wie, bitte?«

»Wir dachten eher an eine Betriebsbesichtigung. Natürlich nur, falls sie nichts dagegen haben.«

Dr. Cannon überlegte. »Im Prinzip nicht. Es gibt auch bei uns Besichtigungen. Nur müssen die zuvor angemeldet werden. Das kommt überraschend.«

»Stimmt. Wir hätten Ihnen lieber Bescheid geben sollen. Es ging alles sehr schnell. Ich möchte Sie zudem noch auf meinen Ausweis hinweisen. Ich weiß nicht, ob Sie sich ihn genau angeschaut haben, aber das Dokument eröffnet mir Möglichkeiten, die vielen meiner Kollegen versagt bleiben. Es wäre meines Erachtens besser, wenn Sie sich kooperativ zeigen, Mrs. Cannon.«

»Ja, gut gesagt. Aber Sie werden nicht viel zu sehen bekommen. Hier wird unter höchsten Sicherheitsmaßnahmen gearbeitet. Das heißt in sterilisierten Labors und Entwicklungsstätten. So einfach ist das nicht, auch wenn Sie einen noch so großen Einfluss haben. Es gibt auch für Sie Grenzen.«

»Die nicht ganz dicht sind. Sonst wäre der Mensch mit dem implantierten Chip nicht entkommen.«

Zum ersten Mal zeigte Shirley Cannon eine gewisse Unsicherheit. Sie schaute Suko an, sie räusperte sich, denn ihr fehlten einfach die Worte.

Wahrscheinlich überlegte sie jetzt, ob ich geblufft habe oder nicht, dachte Suko. Sie zweifelt, sie ist sich nicht sicher.

Sie wird auch überlegen, ob dies der einzige Grund unseres Besuchs ist, und sie sucht nach einer Chance, aus dieser Klemme herauszukommen.

»Ich glaube es einfach nicht«, sagte sie schließlich.

»Halten Sie uns für Lügner?«

»Das habe ich nicht gesagt. Ich wundere mich nur darüber, dass ich von dieser Flucht des veränderten Mannes nichts erfahren habe. Es ist unwahrscheinlich. Wir hätten wirklich Alarm geschlagen, wenn das passiert wäre und«

»Trotz der Sicherheitskontrollen und all der Geheimnistuerrei?«, fragte Suko.

»Ja. Dazu wären wir verpflichtet gewesen. Professor Elax ist ein Mensch mit hohen moralischen Ansprüchen, auch wenn Sie das nicht glauben werden, aber ich kenne ihn besser. Der hätte wirklich Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, um den Fall an die Öffentlichkeit zu bringen.«, Suko blieb hart. »Da genau haben wir eben unsere Zweifel«, erklärte er.

»Wie soll ich sie ausräumen?«

»Sie nicht.«

»Wer dann?«

»Professor Elax.«

Shirley Cannon verdrehte die Augen. »Ich weiß nicht, ob Sie mir zugehört haben, aber der Professor ist nicht zu sprechen. Er steckt in seiner Arbeit.«

»Ist unser Besuch nicht Grund genug? Wenn Sie ihm sagen, dass eventuell die Zukunft seines Instituts auf dem Spiel steht, müsste er ins Grübeln kommen.«

»Er wird Ihnen nicht glauben.«

»Das möchten wir ihm selbst sagen.«

Suko stellte fest, dass er Shirley Cannon in eine Zwickmühle gebracht hatte. Sie wusste jetzt, dass sich die Besucher nicht mehr abspeisen lassen würden, und sie suchte nach einer Mög-

lichkeit, den Ball flach zu halten.

Suko gab noch etwas Druck. »Entscheiden Sie sich schnell. Es ist zu viel passiert, und es kostet mich nur einen Anruf, um die Lawine ins Rollen zu bringen.«

Shirley Cannon holte ein paar Mal tief Luft. »Also gut«, sagte sie dann. »Ich werde es versuchen. Warten Sie hier. Ich muss ihn erst informieren.«

»Danke.«

Dr. Cannon verschwand wieder dorthin, wo sie hergekommen war. Erst als ihre Gestalt hinter der Glastür verschwamm, ließ sich Maxine in den Sessel fallen.

»Himmel, das war ein Hammer. Weißt du überhaupt, wie stark mir die Knie gezittert haben?«

»Ich kann es mir denken«, gab Suko lächelnd zurück.

»Das war schlimm. Ich wusste nicht, was ich noch alles sagen sollte. Okay, ich bin irgendwo auch eine Naturwissenschaftlerin im weitesten Sinne, aber in Gentechnik kenne ich mich nicht aus. Und auch nicht in der Herstellung von Chips. Wenn man beides miteinander verbindet, macht sich bei mir allerdings ein verdammt ungutes Gefühl breit.«

»Daran gewöhnt man sich.«

»In deinem Job.«

Suko lächelte nur.

»Stell dir mal vor, die Cannon hätte auch noch von mir einen Ausweis verlangt.«

»Hat sie aber nicht.«

»Du bist gut.«

»Reine Nervensache, Max.«

Die Ärztin legte die Handflächen gegeneinander und schüttelte den Kopf, während sie sich nach vorn beugte. »Ich frage mich auch jetzt noch, ob uns die Cannon den Bluff abgenommen hat.«

»Sieht ganz danach aus.«

»Okay, Suko. Wenn das tatsächlich so ist, dann muss auch

dieser Professor Elax uns den Bluff abnehmen.«

»Klar.«

»Himmel, das sagst du so leicht dahin. Ich habe meine Zweifel, ob wir das schaffen.«

»Mach dir jetzt keinen Kopf, Max. Lass alles auf uns zukommen. So sind wir es gewohnt. John und ich reagieren immer nach den Gegebenheiten, das ist es.«

»Ihr vielleicht. Ich bin jemand, der doch eine gewisse Planungssicherheit haben möchte.«

»Ist das Leben denn zu planen?«

Max schüttelte den Kopf.

»Leider nicht, teilweise. Vielleicht ist das auch gut so. Was wäre ein Leben ohne Überraschungen?«

»Genau.«

Die Tierärztin stand wieder auf.

»Im Prinzip gebe ich dir ja Recht, Suko. Überraschungen sind das Salz in der Suppe, aber man muss auch Acht geben, die Suppe nicht zu versalzen.«

Sie philosophierten nicht mehr weiter, weil sich hinter der Glastür wieder die Gestalt der Wissenschaftlerin abzeichnete. Als sie in den Wartebereich trat, war an ihrem Gesicht nicht abzulesen, was sie dachte.

»Haben Sie den Professor erreicht?«, fragte Suko.

»Ja.«

»Und was sagt er?«

»Sie haben Glück, sehr großes Glück. Professor Elax ist bereit, Sie zu empfangen.«

»Danke.«

»Kommen Sie!«

Dr. Cannon ging vor. Suko und Maxine blieben hinter ihr. Der Inspektor warf der Tierärztin einen triumphierenden Blick zu, den Maxine so nicht erwiderte.

Sie hatte unter starkem Herzklopfen zu leiden, weil sie einfach davon ausging, dass das Leben nicht immer so glatt

verlief wie in der letzten halben Stunde...

So heftig hatte Rosys kleines Herz noch nie geschlagen. Und sie hatte sich auch noch nie zuvor in einer derartigen Situation befunden, an die sie sich noch immer nicht gewöhnt hatte.

Sie war allein, sehr allein. Sie lag eingeklemmt zwischen den beiden Sitzreihen in einem Auto, und über ihr lag glücklicherweise eine Decke, die sie vor der Kälte schützte, die in den Wagen eindrang.

Auf der Herfahrt hatte sie das alles noch als Abenteuer angesehen. Spätestens als sie auf das Gelände gefahren waren, hatte sie es mit der Angst zu tun bekommen. Genau diese Angst war mit fortschreitender Zeit immer mehr gewachsen, denn Rosy hatte ihr auch einen Namen gegeben.

Babur!

Sie konnte den brutalen Verbrecher nicht vergessen. Der Anblick wollte ihr nicht aus dem Kopf. Immer wieder sah sie ihn in der Küche vor sich, und sie sah auch seine Waffe mit dem Schalldämpfer. Er hätte sie eiskalt erschossen, einfach so. Eine Kugel durch den Kopf, und das bei einem Kind.

Sie hatte Glück gehabt, aber Rosy glaubte nicht daran, dass ihr Glück für immer anhalten würde. Sie bereute es auch, mitgefahren zu sein. Es wäre vielleicht besser gewesen, in der Stadt zu bleiben, aber das ließ sich jetzt nicht mehr ändern.

Sie war gefangen.

Die Zeit unter der Decke wurde Rosy verdammt lang. Sie hatte sich aus Angst auch nicht bewegt. Wenn jemand einen Blick durch die Scheiben geworfen hätte, wäre er misstrauisch geworden, und das hätte alles verderben können.

Aber sie konnte nicht immer in der gleichen Haltung bleiben. Sie musste sich bewegen, und sie wollte etwas sehen und auch hören.

Sie schob die Decke vorsichtig zur Seite. Der raue Stoff rutschte über ihren Kopf hinweg und an ihrem Gesicht entlang nach unten. Allmählich wurde die Sicht frei, und Rosy schaffte es auch, normal zu atmen. Die Luft war ohne den Filter der Decke besser.

Sie hatte sich in die Mitte des Fahrzeugs gehockt. Jetzt drückte sie sich zurück und brachte es auch fertig, die Beine auszustrecken. Die Gelenke schmerzten ihr vom langen, unbequemen Sitzen, aber es tat gut, sie jetzt zu spannen.

Einige Male zog sie die Beine an und streckte sie wieder aus. Es klappte immer besser, und die Beweglichkeit gab ihr auch neuen Mut. Nur das Alleinsein passte ihr nicht. Sie fühlte sich von aller Welt verlassen.

Wie lange waren Sukoo und Maxine schon fort?

Rosy konnte es nicht sagen. Sie hatte auch nicht auf die Uhr geschaut, aber die Zeit war ihr schon sehr lang vorgekommen. Das Blut rann kribbelnd durch ihre Adern, auf den Handflächen hatte sich ein feuchter Film abgesetzt. Sie fror wieder, aber sie schwitzte auch.

Dicht vor sich sah sie die Kante des Rücksitzes. Dort stützte sich Rosy auf und drückte sich langsam, sehr langsam in die Höhe. Dabei versuchte sie auch, so wenig Geräusche wie möglich zu machen. All ihre Sinne und Nerven waren auf Vorsicht eingestellt. Nur keinen Fehler machen. Sie wusste, dass man sie nicht entdecken durfte. Das hätte viele Fragen heraufbeschworen, deren Antworten darauf sie sich nicht zutraute.

Rosy schob sich so weit in die Höhe, bis sie einen ersten Blick über den unteren Rand der Scheibe durch das Fenster werfen konnte.

Die Umgebung war ihr fremd. Auf dem letzten Stück der Fahrt hatte sie sich schon versteckt halten müssen. Was sie jetzt durch das Heckfenster sah, hatte sie schon mal aus einer anderen Perspektive zu Gesicht bekommen. Von weiter oben

war ihr ein allgemeiner Blick über das Gelände gelungen.

Nun sah sie das Gelände der Firma aus der Nähe. Und nicht nur das. Sie befand sich sogar darauf. Sie sah den hohen Zaun, sie sah die flachen Bauten und sogar den Eingang nicht weit entfernt. Trotzdem war er für sie meilenweit entfernt. Zwischen dem Wagen und ihm baute sich zudem noch etwas auf.

Ein kleines Haus. Kantig. Aus Beton gebaut. In der Nähe einer Schranke, die herabgelassen war.

Für Rosy stand fest, dass sie den Eingang oder die Zufahrt des Geländes gesehen hatte. Aber sie entdeckte auch den Mann, der plötzlich durch die Tür dieses kleinen Hauses kam, stehen blieb, sich umschauten und dabei reckte und sich sofort danach genau in die Richtung des abgestellten Geländewagens drehte.

Blitzschnell tauchte Rosy weg.

Wieder klopfte ihr Herz irrsinnig schnell. Hatte der Mann sie gesehen oder nicht?

Er trug eine graue Kleidung, die sie an die Uniform der Soldaten erinnerte. Soldaten hatte sie nie gemocht, und auch der Aufpasser war ihr unsympathisch.

Wieder kroch sie zwischen die Sitze. Und wieder war sie froh darüber, die Decke zu haben. Es dauerte nur wenige Sekunden, da hatte sie den Stoff über ihrem Kopf und einen Teil des Körpers ausgebreitet und die gleiche Haltung eingenommen wie zuvor.

Wieder begann die Zeit zwischen Warten und Hoffen. Sie fragte sich, warum der Mann das kleine Wachhaus verlassen und den geparkten Wagen fixiert hatte.

Flach hatte sie sich auf den Rücken gelegt. Die Hände lagen auf der Brust und waren wie zum Gebet gefaltet. Auf dem Gesicht lagen kleine Schweißtropfen, und der raue Stoff der Decke kratzte auf ihrer feuchten Stirn.

Das Warten kam ihr schrecklich vor. Das Herz schlug so laut. Jeden Schlag erlebte sie und hörte die Echos in ihrem Kopf. Sie

wollte an nichts denken. Sie wollte auch keine Bilder mehr im Kopf sehen. Auch das eiskalte Gesicht des Killers sollte nicht mehr vor ihrem geistigen Auge erscheinen.

Dafür hörte sie etwas.

Und das waren Schritte!

Sie näherten sich dem Wagen. Das Mädchen konnte sich nur eine Person vorstellen, die diesen Weg ging. Das musste der Typ aus dem Wachhaus sein.

War er da? Stand er an der Tür? Wollte er sie öffnen und den Wagen durchsuchen?

Sie lag starr. Nicht mal die Wimpern zuckten. Die Lippen hatte sie zusammengepresst und atmete nur durch die Nase. Wieder wurde ihr kalt, doch diesmal drang die Kälte von innen vor.

Er war an der Fahrertür. Er schlug sogar dagegen. Mit einer Hand oder einem Gegenstand.

Dann riss er die Tür auf!

Rosy hörte es kaum, aber sie spürte den kühlen Lufthauch, der sich im Wagen verteilte. Dabei hatte sie das Gefühl, zu Eis zu werden. Alles aus!, schrien ihre Gedanken. Es ist vorbei. Er hat mich entdeckt...

Noch tat er nichts. Sie hörte seinen schnaufenden Atem. Dann räusperte er sich. Dem folgte ein anderes Geräusch. Eine Klappe fiel nach unten. Wahrscheinlich die des Handschuhfachs.

Rosy sah nichts. Sie konnte sich nur konzentrieren und zuhören. So erlebte sie akustisch, dass der Mann im Handschuhfach herumwühlte. Sie wusste nicht, was er zu finden hoffte. Sie sah auch nichts. Sie vernahm sein Flüstern, dann ein Lachen, und sie hörte, wie er den Namen Maxine Wells aussprach.

»Scheiße. Das ist ja eine Ärztin ...«

Rosy blieb still. Ihr war nicht bekannt, was der Mann da gefunden hatte, aber sie war dabei, nachzudenken, und sie

gelangte zu dem Schluss, dass der Fund für Max und Suko nicht gut sein konnte.

Rosy hörte ein letztes Lachen, dann zog sich der Mann zurück und warf die Fahrertür zu.

Rosy blieb noch liegen. Sie musste sich erst beruhigen.

Ihr war klar, dass sie etwas Entscheidendes mitbekommen hatte. Es war vermutlich nicht positiv für die beiden, die davon nichts ahnten.

Was tun?

Zunächst mal drückte sie die störende Decke zur Seite und holte wieder normal Luft. Sie schob sich wieder so weit hoch, dass sie durch das Heckfenster schauen konnte.

Die Luft war rein!

Der Aufpasser war wieder in seiner Bude verschwunden. Obwohl das kleine Haus kleine Scheiben besaß, konnte sie ihn nicht sehen und wusste deshalb nicht, was er unternahm.

Aber gut war es nicht...

In diesen Augenblicken fühlte sie sich noch einsamer wie vor ein paar Minuten. Rosy hatte das Gefühl, dass es auf sie ankam, aber sie konnte nichts tun. Es war riskant, den Wagen zu verlassen. Zu leicht hätte sie gesehen werden können. Hätte der Range Rover weiter entfernt gestanden, dann hätte sie es riskiert, aber so befand sie sich im Sichtbereich der Wächter.

Rosy kletterte auf die Rückbank und drehte sich jetzt so, dass sie auch durch die Seitenscheiben nach draußen sehen konnte. Der Überblick war besser.

Alles sah so harmlos aus. Da parkten die Autos vor den Gebäuden, aus denen hin und wieder Menschen kamen, um zu einem anderen Arbeitsplatz zu gehen.

Es befand sich kein Kind dabei. Und für sie stand fest, dass sie auffallen würde, wenn sie über das Gelände gehen würde.

Plötzlich blieb ihr die Luft weg!

»Nein, das ist nicht möglich. Das ist doch ...«

Aber es war möglich, und sie hätte eigentlich beruhigt sein

können, denn sie sah Maxine und Suko, die zusammen mit einer Frau im weißen Kittel ein Gebäude verließen und dabei den hinteren Teil des Geländes ansteuerten.

Nicht einmal drehten sie sich zu ihrem Wagen hin um, und Rosy hörte sich selbst flüsternd fluchen.

Am liebsten wäre sie ausgestiegen und den drei Personen hinterher gerannt.

Aber sie blieb sitzen und schaute zu, wie sie sich immer weiter entfernten.

Mit jedem Meter sank auch ihre Hoffnung...

Dr. Shirley Cannon hatte es gelernt, sich zu beherrschen, auch wenn sie innerlich aufgewühlt war oder vor Wut zitterte wie jetzt. Sie war am Siedepunkt angekommen, aber sie hatte es den verdammten Bullen nicht gezeigt, obwohl sie die beiden am liebsten zur Hölle geschickt hätte.

Sie waren da, und das ließ sich nicht wegdiskutieren. Aber hatten sie auch etwas in den Händen? Musste sie ihnen glauben, was sie gesagt hatten?

Das war die große Frage. Stutzig hatte sie nur der Sonderausweis des Chinesen werden lassen. So eine Legitimation bekam man nicht so einfach. Dieser Typ musste schon etwas Besonderes innerhalb der Bullen-Hierarchie sein.

Und sie dachte über den Grund des Besuchs nach. Über einen Mann, der seine Familie mit einer Axt umgebracht hatte. Ein scheußliches Verbrechen, das immer wieder mal passierte. Nur zweifelte sie daran, dass es in diesem Fall wirklich geschehen war. Wenn jemand aus dieser Forschungsstätte ausgebrochen wäre, dann wäre dies aufgefallen. Und sie konnte sich nicht erinnern, das erlebt zu haben. Auf der anderen Seite stand der Professor fest zu ihr. Er hätte ihr davon berichtet, wenn es einen derartigen Vorfall gegeben hätte.

Der Grund musste ein anderer sein, weswegen die beiden überhaupt erschienen waren. Dabei kam ihr sofort etwas Bestimmtes in den Sinn. Es konnte durchaus mit dem Verschwinden einer gewissen Carlotta zusammenhängen.

Sollte dies tatsächlich der Fall sein, musste man sich etwas einfallen lassen, und sie war froh, mit dem Professor kurz darüber reden zu können.

Dr. Cannon wollte während des Telefonierens nicht beobachtet werden. Deshalb bog sie um eine Ecke in einen schmalen Flur, in dem noch immer einige Kartons standen, die eigentlich schon hätten weggeschafft werden sollen. Sie reichten fast bis zur Decke hoch und gaben der Frau eine gewisse Deckung. Außerdem schluckten sie auch den Schall ihrer Stimme.

Shirley Cannon war so stark in Gedanken versunken, dass sie zusammenschrak, als sich ihr Handy meldete. Es klingelte nur sehr leise und vibrierte zudem. Gern wurde sie nicht gestört, aber sie meldete sich trotzdem. Außerdem kannten nur bestimmte Personen ihre Handynummer. Die riefen nicht zum Spaß an.

Sie meldete sich leise und neutral. Dann hörte sie die Stimme eines Mannes.

»Buck Simpson hier.«

Die Frau überlegte einen Moment. Dann fiel ihr ein, dass dieser Simpson zur Besatzung in der Wachbude gehörte, und der hatte für einen Anruf bestimmt seine guten Gründe.

»Ja, Mr. Simpson, was ist denn?«

»Können Sie ohne Zeugen reden?«

»Ja, Sie haben Glück.«

»Dann hören Sie bitte zu, denn ich glaube, dass es sehr wichtig sein kann.«

Die Frau hörte zu. Was sie dann hörte, war verdammt wichtig für sie. Sie spürte ein Kribbeln in den Adern und hatte Mühe, sich zusammenzureißen und den Wachposten nicht zu unterbrechen. Nachdem er mit seiner Nachricht fertig war,

musste sie zunächst tief durchatmen.

»Danke, Buck«, sagte sie dann. »Sie haben wirklich einen guten Riecher gehabt. Die Frau ist also keine Polizistin, sondern Tierärztin. Und sie heißt auch nicht Glenda Perkins, sondern Dr. Maxine Wells.«

»Das kommt genau hin.«

»Okay, halten Sie weiterhin die Ohren und Augen offen.«

»Keine Sorge, wir sind auf dem Posten.«

Shirley war stinksauer. Sie fühlte sich hereingelegt. Aber es war auch ihre Schuld gewesen. Sie hätte sich auch von der zweiten Person einen Ausweis zeigen lassen sollen. Blindes Vertrauen war nie gut.

Was wollte eine Tierärztin hier? Im Prinzip hätte sie hier nichts zu suchen gehabt, wenn nicht - ja, wenn nicht die Sache mit der verschwundenen Carlotta gewesen wäre. Nur sie konnte der Grund für den Besuch sein. Möglicherweise war die Kleine von dieser Tierärztin gesehen und in Pflege genommen worden. Durch geschicktes Fragen konnte man so einige Dinge herausbekommen. Zudem hatte die Wells noch jemand gefunden, der ihr zur Seite stand.

Die Gefahr war noch nicht zu stark geworden, aber man durfte sie auch nicht unterschätzen. Wenn möglich musste das Kuckucksei zerstört werden. Mit allen Risiken, die es dabei gab.

Hinzu kam noch etwas. Auf keinen Fall wollte Shirley Cannon ihr Wissen für sich behalten. Der Professor musste informiert werden, damit er keine böse Überraschung erlebte.

Er wurde nicht gern gestört, das wusste sie auch. Diesmal gab es jedoch keine andere Lösung.

Sie tippte die Nummer ein, unter der sie Elax erreichen konnte. Zuerst meldete er sich nicht, und sie wollte schon aufgeben, als sie doch noch seine Stimme hörte.

»Verdammst noch mal, ich...«

»Bitte, Kevin.«

»Ach - du bist es.« »Genau.«

»Warum rufst du an? Du weißt doch, dass ich damit rechne, dass wir Carlotta zurückbe...«

Elax wurde nicht gern unterbrochen, das war ihr bekannt. In diesem Fall sah sie keine andere Möglichkeit. »Moment mal, Kevin, um sie geht es indirekt.«

»Wieso?«

»Wir haben Besuch bekommen. Zwei Personen haben sich hier eingeschlichen, und ich nehme an, dass sie sogar einigermaßen informiert sind. Eine Tierärztin und ein wohl relativ hohes Tier von Scotland Yard. Die Bullen sind bereits am Ball.«

»Bitte?«

Trotz der ernsten Lage musste die Frau lächeln. Sie hatte Elax selten so überrascht fragen hören. »Ja, und sie stehen zum Glück erst am Anfang, denn sie wissen nicht, was ich weiß. Einer unserer Leute hat den richtigen Namen der Frau herausbekommen. Ich habe bereits mit ihnen geredet. Sie wollen natürlich zu dir. Das habe ich abwiegeln können und ihnen erklärt, dass ich erst noch mit dir reden musste. Sie wären auch mit einer Durchsuchungstruppe hier angetanzt. Jetzt meine Frage, Kevin. Willst du sie sehen und sprechen?«

Der Professor überlegte, was Shirley Cannon nicht eben ruhiger machte. Sie hörte den Mann schwer atmen und konnte sich vorstellen, wie er an seinem Schreibtisch hockte und vor Wut bald platzte. Er war das, was man einen Choleriker nannte, der sofort an die Decke ging, wenn nicht alles nach seinen Vorstellungen ablief.

Elax lachte plötzlich heiser. »Okay, dann bring sie her. Komm mit den beiden zu mir. Da haben wir sie in der Hand und alle Möglichkeiten, mit ihnen fertig zu werden.«

»Sehr gut, Kevin. Bis gleich dann ...«

Dr. Cannon schaltete ihr flaches Gerät aus und steckte es weg. Dann atmete sie tief durch. Die beiden würden sich

wundern ...

Ja, wir flogen wieder. Diesmal war es nicht so erlebnisreich wie beim ersten Mal. Zwar bewegten wir uns über den Boden hinweg, aber mir persönlich fehlte die Höhe und damit auch der Überblick, den ich beim ersten Flug gehabt hatte.

Wir bewegten uns dicht über den Kronen der Bäume hinweg oder tauchten in die Lücken, die sich dazwischen auf taten. Der Wind traf uns hier nicht so stark. Uns umgab eine geschützte Welt, und wenn ich nach vorn schaute, lag das Institut noch immer unter uns.

Das lief uns nicht weg. Wichtiger waren im Moment die Mitglieder der Suchmannschaft. Acht Männer oder Soldaten durchkämmten den Wald, um Carlotta zu finden.

Sie waren gut getarnt. Obwohl wir langsam über die kahlen Kronen der Bäume hinwegsegelten, hatten wir von ihnen noch keine Spur gesehen. Nichts bewegte sich zwischen den Bäumen.

Aber auch wir waren nicht entdeckt worden. Auf Umwegen näherten wir uns dem Ziel. Wir flogen langsam. Wir sanken mal nach unten, fanden wieder Deckung, segelten dann daraus hervor und flogen über den Baumkronen weiter. Manche Zweige und Äste sahen aus, als wollten sie mit gestreckten Armen nach uns greifen. Ab und zu wurden wir auch berührt. Es war allerdings mehr ein Streicheln als ein Festhalten.

Unter mir bewegte Carlotta. ruhig ihre Flügel. Mein Gewicht störte sie überhaupt nicht. Sie war ungemein kraftvoll, was sie schon bewiesen hatte.

Der Mann war urplötzlich zu sehen. Wir hätten ihn eigentlich vorher erkennen müssen. Dass wir ihn nicht entdeckt hatten, lag daran, dass er sich in einem Baum aufhielt. Er hockte dort wie ein zusammengeducktes Tier, und die Farben seiner

Tarnkleidung ließen ihn fast mit dem Geäst verschmelzen.

Auch er war bewaffnet.

Er hatte sein Gewehr bereits angelegt und zielte genau.

»Runter!«, rief ich.

Mehr konnte ich nicht tun und nur hoffen, das Carlotta perfekt reagierte, was sie auch tat.

Dabei stand uns das Glück zur Seite, denn wir konnten in eine Lücke zwischen den Bäumen hineingleiten. Ich hörte Carlotta leise schimpfen, und auch mir ging es nicht mehr so gut, denn jetzt waren wir nicht in der Lage, dem Astwerk auszuweichen. Wir bekamen die Schläge der Laub- und Nadelbäume mit, als sollten wir ausgepeitscht werden. So rutschten wir dem Boden entgegen. Ich hörte auch keinen Schuss und dachte noch darüber nach, als wir auch schon landeten.

Diesmal recht unsanft, denn wir hatten uns die Stelle nicht aussuchen können. Unter uns brachen einige Zweige zusammen. Ich rollte von Carlottas Rücken herab und überschlug mich dabei, weil der Boden noch abwärts führte. Nach drei Umdrehungen lag ich wieder ruhig, hob den Kopf an und sah mir an, was die Bruchlandung gebracht hatte.

Es war nichts zu sehen, was auf eine Gefahr hingedeutet hätte. Dafür zu hören, denn über uns - ungefähr an der Stelle, an der es uns erwischt hatte - hörte ich einen schrillen Pfiff, der ein Signal sein musste.

Es war bestimmt der Mann mit dem Gewehr gewesen. Er gab den anderen Bescheid, dass man uns entdeckt hatte. Ab jetzt wurde es verdammt kritisch.

Ich rappelte mich auf und schaute mich nach Carlotta um. Auch sie hatte die Bruchlandung überstanden. Ich wollte schon aufatmen, als ich sah, wie sie sich zur Seite bewegte und dabei mit dem linken Bein hinkte.

»Verletzt?«

Sie nickte.

»Ja, mein Knöchel. Ich bin unglücklich aufgekommen,

verdammte.«

Ich kletterte den kleinen Hang hoch und war mit wenigen Schritten bei ihr. Sie wollte sich nichts anmerken lassen, und ihr Lächeln wirkte verzerrt.

Ich reichte ihr die Hand, doch sie schüttelte den Kopf. »Nein, John, du brauchst mich nicht zu stützen. Im Notfall kann ich fliegen.«

»Wie gefährlich das ist, hast du ja gesehen.«

Sie nickte nur.

Ich überlegte, ob die Stelle, an der wir uns aufhielten, günstig war. Der Typ oben im Baum hatte eigentlich den perfekten Platz. Er konnte nicht nur den Himmel beobachten, sondern auch den Waldboden. Die Entfernung war nicht besonders groß. Er konnte uns immer mit einer gezielt geschossenen Kugel treffen.

Mein Rundblick war leider etwas enttäuschend. Ich sah keine weiteren Verfolger, aber ich hörte wieder den schrillen Pfiff von oben. Auch wenn ich schräg in die Höhe schaute, der Typ war einfach nicht zu sehen. Das Astwerk bot einen zu guten Schutz. Oder er hatte den Baum gewechselt.

Dann sah ich ihn. Er war tatsächlich dabei, einen anderen Platz einzunehmen. Er kletterte geschickt zu einem anderen Baum hin, bekam dort die starken Äste zu fassen und schwang sich hinüber. Sekundenlang war er noch zu sehen, dann zog er sich in seine Deckung zurück.

Ich dachte an Rückzug. Das war keine Feigheit, sondern Vorsicht, denn ich wollte in diesem Wald nicht mein Leben verlieren.

Als meine neue Freundin hastig den Kopf mehrmals bewegte, wurde ich aufmerksam. Carlottas Gesicht zeigte einen gespannten Ausdruck, aber noch keinen Anflug von Panik. Allerdings flüsterte sie: »John, sie kommen.«

Ich verließ mich auf ihr Gehör. Es musste eine blitzschnelle Entscheidung getroffen werden.

»Welche Richtung?«

Sie lauschte einen Moment. »Wenn ich dir jetzt sage, dass ich die Geräusche von allen Seiten höre, klingt das wohl nicht gut - oder?«

»Da hast du Recht!«

»Das ist aber so.«

Eingekesselt! Umzingelt! Es war nicht gut. Acht Häscher konnten schon einen Ring bilden, in dem wir uns als Mittelpunkt befanden. Auch ich vernahm jetzt das Knacken von Holz, und dazwischen hörte ich Rascheln von Laub.

»Allerdings waren die Verfolger nicht zu sehen. Das wiederum beunruhigte und beruhigte mich zugleich, denn so erhielten wir noch eine kleine Fluchtchance.

»Los!«, sagte ich.

Es war egal, wohin wir gingen. Irgendwann würden wir sie sehen oder ihnen in die Arme laufen. Dann mussten wir uns entscheiden. Vielleicht gab es ja auch eine Möglichkeit, ihnen trotzdem zu entkommen.

Bereits nach zwei Schritten stellte ich fest, dass es keinen Sinn hatte, wenn ich neben Carlotta herlief. Immer wenn sie mit dem linken Fuß auftrat, knickte sie zusammen. Sie sagte nichts, stöhnte auch nicht, aber ich sah, dass es so nicht weiterging und stützte sie ab, indem ich ihren linken Arm packte und ihn über meine Schulter legte.

Es musste einfach gehen. Carlotta beschwerte sich auch nicht. Sie presste die Lippen zusammen und hielt sich tapfer.

Während Carlotta den Kopf gesenkt hielt, glitt mein Blick des Öfteren in die Runde, weil ich die verdammten Häscher entdecken wollte.

Sie taten mir nicht den Gefallen, sich zu zeigen. Aber wir hörten sie. Manchmal klangen ihre Stimmen durch den Wald, wenn sie sich gegenseitig Befehle zuriefen. So überkam mich der Eindruck, dass sie den verdammten Kreis immer enger zogen.

Vor uns wurde es etwas heller. Eine Schneise, die der letzte Sturm gerissen hatte. Da standen so gut wie keine Bäume mehr. Ich sah sie zuerst als einen Hoffnungsschimmer an, denn sie konnte auch ein guter Startplatz sein, dann aber erschien plötzlich einer der Wächter auf der Lichtung.

Er sah aus wie ein Marsmensch. Ein Fremdling im Wald, der uns ebenfalls gesehen hatte.

Blitzschnell legte er sein Gewehr an.

Er war auf Schussweite. Bei dieser Distanz hätte ich auch meinen Beute-Revolver einsetzen können, aber an ihn musste ich erst herankommen. Der andere würde immer schneller sein.

Er schoss, aber ich konnte mich rechtzeitig in Deckung werfen. Ich fand mich im hohen Gras wieder und hatte auch das Mädchen von den Beinen gerissen. Für einen Moment sah ich ihr bewegungsloses Gesicht. Carlotta schien die Gefahr noch nicht begriffen zu haben, in der wir beide schwebten, aber ich hatte sie erkannt und wusste, dass wir nicht mehr länger zusammenbleiben konnten.

»Flieh! Flieg weg!«

Mehr konnte ich ihr nicht sagen, weil ich mich um den Verfolger kümmern musste.

Der Schuss war verhallt. Aber er würde alle anderen Häscher alarmiert haben. So würde es nicht lange dauern, bis sie uns gefunden hatten.

Ich hoffte, dass Carlotta meinen Rat befolgte. Tatsächlich bewegte sie sich auf dem Boden liegend von mir weg. Ich hörte sie noch schluchzen, dann vernahm ich ein anderes Geräusch.

Vor mir. Dumpf klingende Schritte. Manchmal auch das leise Rascheln oder Knirschen, wenn der Mann mit seinen Füßen das Laub bewegte.

Ich kroch über den nassen Boden auf einen dicken Baumstamm zu, der mir einen gewissen Schutz bot. Dort blieb ich hocken. Ich zog den Beute-Revolver und lauschte.

Dann hörte ich das Zischen rechts von mir.

Eine kurze Kopfdrehung.

Carlotta stand jetzt auf den Beinen und mehr auf den rechten Fuß gestützt. Sie blickte mich noch immer an, als wollte sie mich dazu zwingen, auf ihren Rücken zu steigen.

»Flieg endlich weg!«

»Nicht ohne dich!«

»Verdammtd, mach schon! Du bist wichtiger!«

Sie war stur und schüttelte den Kopf. Dann sah ich die Warnung in ihren Augen, das kurze Weiten der Pupillen, und ich wusste, dass sie etwas gesehen hatte, was mir verborgen geblieben war.

Ich drückte mich um den Baumstamm herum, spähte an der anderen Seite entlang und sah den Mann, der auf uns geschossen haben musste. Er hielt sein Gewehr noch immer im Anschlag, aber er hatte nur Augen für die etwas abseits stehende Carlotta.

»Ich habe dich!«

Carlotta gab keinen Kommentar ab.

Dafür sprach der Mann. »Du kannst es dir aussuchen. Wenn du wegfliegen willst, hole ich dich mit einer Kugel aus der Luft, und ich treffe deinen Kopf. Darauf kannst du dich verlassen. Also komm lieber her und lass uns die Dinge friedlich lösen.«

Carlotta schüttelte den Kopf.

Ich verhielt mich still. Jetzt hörte ich auch die Stimmen und Geräusche der anderen Verfolger, die sich uns allmählich näherten.

»Gut«, sagte der Mann im grünen Tarnanzug, »dann eben nicht. Eine Kugel muss nicht tödlich sein, aber sie ist schmerhaft, wenn ich dich von den Beinen schieße.«

»Das glaube ich nicht!«

Obwohl ich leise gesprochen hatte, war ich gehört worden. Der Typ tat zunächst nichts. Für eine kurze Zeitspanne schien er förmlich einzufrieren. Dann drehte er sich, um die

Gewehrmündung in meine Richtung zu schwenken.

Ich stand dazwischen. Hielt den Revolver mit beiden Händen fest und sagte: »Lieber nicht!«

Das Gewehr kam zur Ruhe. Wir schauten uns aus der Nähe an. Der Mann mit dem Gewehr war noch jung, doch in seinen Augen lag ein böser Ausdruck.

»Du. willst doch nicht sterben -oder?«, sagte ich.

»Und du?«

»Weg mit der Waffe!« Ich hatte keine Lust, mich auf lange Diskussionen einzulassen.

Er schaute mich kalt an. Seine Lippen bewegten sich, aber kein Wort wehte mir entgegen.

»Ich warte nicht mehr lange. Wenn du dir den Revolver anschaußt, wirst du erkennen können, dass ich ihn einem deiner Kumpane abgenommen habe.«

»Scheiße!«

»Weg mit dem Gewehr!«

Ich hatte ihn überzeugt. Er war wütend. Er schleuderte das Gewehr ins Gras, und das war die letzte Möglichkeit, um Carlotta die Flucht zu ermöglichen.

»Flieg endlich los!«

Diesmal gehorchte sie. Ich erhielt noch einen letzten Blick des Abschieds, dann breitete sie ihre Flügel aus und glitt in die Höhe. Ich schaute nicht hin, denn ich kannte diesen Vorgang, aber der Verfolger musste einfach hinschauen und erlebte, wie Carlotta den Kronen der Bäume entgegenschwebte und dort nach einer Lücke suchte.

Ich hatte noch Zeit. Die anderen Verfolger hatten uns noch nicht entdeckt.

Sie riefen einige Male einen Namen, wahrscheinlich war damit der Typ vor mir gemeint, der wie hypnotisiert in die Mündung des Revolvers starzte.

Mit einem langen Schritt war ich bei ihm. Noch aus der Bewegung schlug ich zu.

Ich traf ihn mit dem Lauf der Waffe am Kopf. Der Mann kippte zur Seite und blieb reglos liegen.

Ich warf sein Gewehr in einen Laubhaufen und war froh, wieder einen Gegner ausgeschaltet zu haben. Mit den anderen sieben Männern würde ich mehr Schwierigkeiten bekommen. Bisher hatte ich einfach Glück gehabt.

Ich sah die Typen auch nicht, obwohl ich sie hörte. Sie verständigten sich jetzt durch Rufe. Es war für mich herauszuhören, dass sie dabei immer näher kamen.

Wo steckte Carlotta?

Es blieb nur der Blick nach oben. Ich hatte sie wegfliegen sehen und hoffte, dass sie die Bäume schon hinter sich gelassen hatte, um dann freie Bahn zu haben.

Sie hatte es nicht getan. Sie war in der Nähe geblieben und hockte in einer Baumkrone. Von dort aus hatte sie meiner Aktion zuschauen können.

Es war ihr anzusehen, dass sie nicht allein fliegen wollte, aber meine Worte trafen sie wie die Schläge einer Peitsche. »Mach, dass du wegkommst! Denk an dein Bein!«

Ich musste wohl ziemlich wütend ausgesehen haben, denn sie zuckte zusammen. Und dann hielt sie nichts mehr. Sie stieß sich ab und sank noch kurz dem Boden entgegen, bevor sie ihre Flügel richtig einsetzte und an Höhe gewann.

Es gab Lücken. Dort sah der Himmel heller aus. Auf eine flog sie zu, und mir fiel ein Stein vom Herzen.

Sekunden später, ich hatte schon weggeschaut, hörte ich ihren schrillen Schrei, der schon etwas von einer sich überschlagenden Vogelstimme an sich hatte.

Ich blickte schräg in die Höhe - und sah das Elend mit eigenen Augen, es war schlimm. Damit hatten wir nicht gerechnet, obwohl wir damit hätten rechnen müssen.

Jetzt war es zu spät.

Und Carlotta hatte die Gefahr auch zu spät gesehen.

So war sie direkt in das heimtückisch aufgespannte Netz

geflogen...

Das Lächeln der Frau kam Suko falsch vor. Ob Maxine auch so dachte, wusste er nicht. Seiner Meinung nach lächelte sie wie jemand, der etwas zu verbergen hat, aber Suko sprach sie nicht darauf an. Er behielt seine Gedanken für sich.

»Gehen wir?«, fragte sie beinahe fröhlich.

»Zum Professor?«

Shirley lachte über Maxines Frage. »Ja, wohin sonst?«

»Wie kommt es?«

Sie zuckte die Achseln. »Ich habe mit ihm gesprochen und ihm gesagt, wer Sie beide sind. Der Professor möchte natürlich keine Unannehmlichkeiten und nur in Ruhe arbeiten können. Es wird immer viel darüber geschrieben, dass Institute wie unseres etwas zu verbergen haben, aber das ist nicht der Fall. Und genau das möchte Ihnen Professor Elax beweisen.«

»Danke.«

Sie hatten das Gebäude verlassen und befanden sich wieder im Freien. Suko hatte noch kurz den Kopf gedreht und einen Blick auf den abgestellten Wagen geworfen. In seinem Innern brodelte es. Er wusste Rosy dort und konnte sich vorstellen, welche Qualen das Kind litt.

Shirley Cannon plauderte weiter. »Der Professor hat mir erklärt, dass er Sie gern aufklären möchte. Ich kann nur hoffen, dass Sie naturwissenschaftlich so weit gebildet sind, dass Sie die Dinge auch verstehen. Sie sind manchmal nicht einfach.«

»Wir haben ja Münder, um zu fragen«, sagte die Tierärztin.

»Das stimmt allerdings.«

Keiner von ihnen stellte die Frage, wohin sie gehen würden. Das Gelände war nicht zu groß, und wenn nicht alles täuschte, war der letzte Bau das Ziel.

Er war kleiner als die übrigen. Er stand auch nicht weit vom

Zaun entfernt. In der Nähe parkte ein Jaguar, dessen Lack flaschengrün glänzte. Es war ein neues Modell.

»Das ist mein Wagen«, erklärte Dr. Cannon. »Ich habe ihn mir vor knapp einem Monat zugelegt.«

»Sind Sie zufrieden damit?«

»Aber sicher, Mrs. Perkins.«

Sie gingen die letzten Meter. An dieser Ecke war der Wind besonders zu spüren. Er fiel von den Hängen der Hügel herab und fegte über das recht freie Gelände hinweg.

Suko suchte die Umgebung außerhalb des Zauns so gut wie möglich ab. Weder von Carlotta noch von John Sinclair war etwas zu sehen. Es hätte ihn nicht gewundert, wenn er die beiden durch die Luft hätte schweben sehen, aber der Himmel war klar. Auch der Nebel hatte sich verzogen. So war die Sicht gut geworden. Das kleine Tal zwischen den Hügeln wirkte nahezu idyllisch.

»Arbeitet der Professor allein?«, erkundigte sich Max.

»Nein. Ich bin dabei. Ich arbeite als Assistentin an seiner Seite. Ansonsten sind die Mitarbeiter mit der Produktion beschäftigt oder mit Arbeiten, die auch in der Forschung nicht unbedingt eine hohe Qualifikation erfordern.«

»Verstehe. Sind Sie ein gutes Team?«

»Bestens.« Wieder lächelte die Frau, aber dieses Lächeln fand sich nicht in ihren Augen wieder.

Maxine und Suko wunderten sich, wie offen dieses Haus war. Bevor sie eine Frage stellen konnten, gab Dr. Cannon schon die Antwort. »Unsere Kantine ist hier ebenfalls untergebracht. Zudem einige Ruhe- und Pausenräume für die Belegschaft, denn hin und wieder wird auch in der Nacht durchgearbeitet.«

»Sehr fleißig.«

»Ja, Mrs. Perkins. Wir sind führend, und wir möchten es auch bleiben.« Shirley Cannon war höflich und öffnete den beiden die Eingangstür, die tatsächlich nicht abgeschlossen war.

Sie wurden von einem Geruch empfangen, mit dem sie nicht

gerechnet hatten. Der Abzug in der Küche musste nicht so gut funktionieren, sonst hätten sich die Gerüche nicht so stark ausbreiten können.

»Da kann man ja direkt Hunger bekommen«, sagte Suko.

Die Cannon schaute auf ihre Uhr. »Bis zum Lunch ist es noch etwas Zeit. Unsere resolute Köchin ist da sehr pingelig. Aber nach dem Gespräch können wir dort essen.«

»Prima.«

Suko gab sich locker, obwohl er verdammt auf der Hut war. Aber er ließ sich eben nichts anmerken. Es gab auch nichts in der Umgebung, das ihn hätte stören müssen. Nichts, was Verdacht erregt hätte. Innerhalb des Gebäudes sah alles normal aus. Auf den Türen standen die verschiedenen Bezeichnungen, wo sie hinführten. Da gab es tatsächlich Ruheräume. Sogar ein TV-Zimmer war eingerichtet worden, aber es existierte auch ein zweiter Teil in diesem Haus.

Und der befand sich an der Westseite. Dieser Flügel war abgetrennt worden. Sie erreichten eine Tür, die nicht von jeder Person durchschritten werden konnte, denn um sie zu öffnen, musste ein Code eingetippt werden.

Das tat Shirley Cannon auch.

Sie stellte sich so hin, dass weder Max noch Suko die Zahlenreihe erkennen konnten, aber sie hörten das leise Geräusch, mit dem sich die Tür öffnete, als kurz gegen sie gedrückt worden war.

Dr. Cannon ging vor. Sie lächelte, als Suko und Maxine ihr folgten.

Die Tür schwang wieder zu, und die beiden Besucher befanden sich in einem schmalen Flur, in dem es außer den hellen Wänden noch eine Tür gab.

Und die gehörte zu einem Lift. Sie war hellgrau gestrichen. Ein Sichtfenster besaß sie nicht. Es gab nur einen Sensorknopf, auf den Dr. Cannon ihren Zeigefinger legte.

Die Tür schwang in der Mitte auf.

»Bitte.«

»Nach Ihnen«, sagte Suko.

»Trauen Sie mir etwa nicht?«

»Als Mann lässt man den Ladys den Vortritt. Und als Polizist hat man eben seine Prinzipien.«

»Pardon, ich hatte vergessen, wer Sie sind.« Dr. Cannon ging vor. Max und Suko folgten.

Der Blick der Tierärztin war nicht mehr so ruhig. Sie fühlte sich alles andere als wohl, hielt auch die Lippen zusammengepresst und bemühte sich um eine entspannte Haltung, was ihr jedoch nicht so richtig gelang.

»Wie tief fahren wir denn?«

»Zwei Etagen. Nicht mehr.«

»Aha«, sagte Suko.

»Es wundert Sie, nicht?«

»Ja.«

Der Lift fuhr nach unten, und Shirley Cannon musste wieder lachen. »Für mich ist Professor Elax ein Genie. Und Genies brauchen eine bestimmte Umgebung, um arbeiten zu können. So ist das bei ihm auch. Er muss die absolute Ruhe haben, um sich den Forschungen widmen zu können. Da ist der beste Platz das Labor unter der Erde. Er hat dort alles, was er braucht. Der Keller ist perfekt ausgebaut worden. Sie können es sich als Ehre anrechnen, überhaupt dorthin zu gelangen. Das ist Besuchern wirklich nur selten vergönnt.«

»Wir werden daran denken, wenn wir ihn sehen«, sagte Suko. Er wartete, bis die Wissenschaftlerin den Lift verlassen hatte. Danach ging Maxine, dann folgte Suko.

Beide schauten sich um.

Die Umgebung war nicht sehr einladend. Sie befanden sich in einem recht kahlen Flur, der durch kaltes Deckenlicht erhellt wurde. Es roch nach nichts. Es herrschte eine sterile Atmosphäre, die für High-Tech-Labors nahezu typisch war.

Shirley Cannon ließ den beiden Zeit, sich umzusehen und

fragte ein wenig spöttisch: »Enttäuscht?«

»Nein, warum sollten wir?«

»Weil Sie möglicherweise etwas anderes erwartet haben. So wie man es aus einschlägigen Filmen her kennt.«

»Keine Sorge«, antwortete Suko, »da sind wir ganz locker.«

»Sehr gut, dass Sie die Dinge so sehen. Dann werde ich Sie mal zu Professor Elax bringen.«

Wieder ging sie vor. Suko sah, dass Maxine zögerte, und fragte leise: »Was hast du?«

Sie zuckte mit den Schultern. »Das kann ich dir nicht so direkt sagen -ehrlich. Aber wohl ist mir nicht. Ich hätte nicht gedacht, ihn unter der Erde zu treffen. Wer sich dort sein Labor einrichtet, der muss etwas zu verbergen haben.«

»Davon können wir ausgehen. Zum mindesten, was die Arbeit dieses Mannes anbetrifft, die sich auf Wesen wie Carlotta bezieht.«

»Hält er noch mehr hier versteckt?«

Suko zuckte nur die Achseln. Er wollte auch nicht mehr reden, denn Shirley Cannon wartete bereits auf sie. Und das vor einer Tür, die ziemlich am Flurende lag.

Es war dort kein Namensschild angebracht worden, aber das brauchte auch nicht zu sein. Hier wusste jeder, mit wem er es zu tun hatte.

Dr. Cannon klopfte zweimal. Sie wartete keine Antwort ab, sondern öffnete, ging vor, sodass auch Maxine und Suko die Schwelle überschreiten konnten.

Beide taten es, blieben aber schon nach zwei Schritten überrascht stehen. Was sie hier sahen, hätten sie nicht erwartet ...

Es war kein Labor, es war auch kein Arbeitszimmer, auch wenn der große Schreibtisch einen Hauch davon vermittelte. Sie standen in einer Plüschhöhle, die aussah, als hätte jemand

die Einrichtung aus der Belle Epoque hergeschafft.

Wülstig und schwülstig. Das fing bei den Sesseln und der samtbezogenen Couch an und setzte sich in den Bildern fort, die eng zusammengerückt an den Wänden hingen. Sie zeigten zumeist Szenen aus irgendwelchen Salons, die besonders von schönen Frauen bevölkert wurden. Bekleidet waren die Damen mehr oder minder offenherzig. Manchmal lagen sogar die weißen und prallen Brüste frei, wenn sie sich auf irgendwelchen Sofas oder Liegen räkelten. Es lag auf der Hand, dass die Maler hier der Nachwelt Milieu-Studien aus einem Bordell hinterlassen hatten. Wem es gefiel, okay, sie waren nicht der Fall der beiden Besucher. Überhaupt gefiel ihnen die gesamte Einrichtung des Raumes nicht, die so gar nichts mit einem Labor gemein hatte.

Es gab auch Schränke, Kommoden, eine kleine Anrichte und noch eine weitere Seitentür.

Den Mittelpunkt auf dem dicken Teppich, in dem die Rottöne überwogen, bildete der massige und massive Holzschreibtisch, hinter dem der Professor saß.

Nein, das Wort sitzen traf es nicht genau. Er hockte in seinem Schreibtischsessel und er war darin regelrecht zusammengesackt, was nicht an dem Sitzmöbel lag, sondern an der Gestalt des Professors, denn der Mann war verwachsen.

Beim ersten Hinschauen wurde man an den Glöckner von Notre Dame erinnert, denn auch diese von Victor Hugo beschriebene Gestalt besaß einen Buckel.

Nur hatte der Glöckner nie einen weißen Kittel getragen, wie es bei dem Professor der Fall war. Da er nicht geschlossen war, malte sich darunter das dunkle Hemd ab. Drei obere Knöpfe standen offen. Haarbüschel quollen aus diesem Ausschnitt hervor.

Der Mann besaß einen übergroßen Kopf und so gut wie keinen Hals. Die breite Stirn fiel ebenfalls auf. Die dunklen Haare waren in flachen Strähnen über den Schädel gekämmt,

und der untere Teil des Gesichts wirkte recht fleischig, wobei besonders der Mund mit den feuchten Lippen auffiel.

Trotz des nicht eben erbauenden Anblicks war Maxine Wells auf irgendeine Art und Weise froh, denn sie hatte auch diesen verdammten Killer erwartet, der in ihr Haus eingedrungen war. Von ihm war jedoch nichts zu sehen.

Dr. Cannon hatte den beiden Zeit gelassen, sich mit dem neuen Anblick und der Umgebung anzufreunden. Erst als das ihrer Meinung nach eingetreten war, ergriff sie wieder das Wort.

»Darf ich bekannt machen? Professor Elax...«

Das »Genie« nickte.

»Und das sind unsere Gäste. Mrs.... äh ... Glenda Perkins und Mister Suko.«

»Ah ja, die Polizei.«

»Genau.«

Elax hob beide Arme. »Aber treten Sie doch näher, meine Herrschaften. Sie haben nichts zu befürchten, wirklich nichts. Ich freue mich, wenn man Interesse an meiner Arbeit zeigt und wenn es nicht gerade die Konkurrenz ist. Aber das kann man bei Ihnen ja ausschließen, nehme ich an.«

»Können Sie«, sagte Suko.

Elax wandte sich an Shirley Cannon. »Bitte, sei doch so gut und hole unseren Gästen zwei Stühle. Ich finde es unhöflich, wenn ich sitze und andere stehen. Außerdem könnte es ja eine längere Unterhaltung werden, denke ich mir.«

»Das ist möglich«, erwiderte Suko. »Muss aber nicht sein, wenn wir zufrieden gestellt werden.«

Dr. Cannon brachte die Stühle, die geschwungene Seiten- und Rückenlehnen besaßen. Die Sitzflächen waren dick gepolstert und mit rotem Samt bezogen.

Bequeme Stühle, die der Tierärztin trotzdem nicht gefielen. Sie hatte das Gefühl, auf einem harten elektrischen Stuhl zu sitzen, auf dem sie bald brennen sollte.

Es gab auch eine Deckenleuchte, die wie ein zusammengedrückter Lüster aussah.

Er gab ein schwaches und weiches Licht ab.

Für weitere Helligkeit sorgten Wandlampen, auf deren Kerzenbirnen gelbliche Pergamentschirme steckten.

Elax lächelte mit seinen feuchten Lippen, als er sah, wie seine Assistentin zu ihm kam und auf der Schreibtischkante Platz nahm. Dabei rutschte der Kostümrock unter dem offenen Kittel in die Höhe und gab ein wohlgerundetes Knie frei, das der Professor mit Vergnügen tätschelte.

Maxine und Suko fiel dabei auf, dass die Hände im krassen Gegensatz zu dem übrigen Körperbau standen. Sie waren sehr lang und auch schmal. Man konnte sie schon als filigran bezeichnen. Die Fingernägel sahen aus, als würden sie jeden Tag extra gepflegt. Die Hände waren wirklich das krasse Gegenteil zum Körper, aber irgendwo hat jeder Mensch etwas Positives an sich.

»Nun zu Ihnen«, sagte der Professor, »und natürlich zu Ihrem Besuch. Ich bin mir nicht sicher, was Sie von mir wollen, obwohl mir meine Assistentin schon Bruchstücke berichtet hat.« Seine Stimme hörte sich irgendwie schlürfend an. Es konnte daran liegen, dass sich die Lippen beim Sprechen so seltsam zur Seite hin bewegten.

»Es geht um Mord!«, sagte Suko. Er war jetzt gezwungen, die Lügengeschichte aufrechtzuerhalten. »Ein Mann hat mit einer Axt seine Frau und seine Tochter getötet. Sie können sich bestimmt vorstellen, was das für eine schreckliche Bluttat war. Er wurde festgenommen, bevor er noch mehr Unheil anrichten konnte. Bei den Verhören hat er dann zugegeben, dass er hier aus Ihrer Firma oder sogar Klinik ausgebrochen ist, weil Sie versucht haben, ihn zu manipulieren, indem Sie ihm einen Ihrer Chips eintransplantierten.«

Elax überlegte einen Moment.

»Das hat er behauptet?«

»Ja.«

»Er lügt.«

Suko hob die Schultern. »Überhaupt, wie kommt er darauf, diese Firma hier als Klinik zu bezeichnen? Das zum einen. Und zum anderen meine ich, dass es diesen Mann gar nicht gibt. Und dass Sie die Geschichte erfunden haben.«

»Moment mal. Sie halten uns für Lügner?« »Ja.«

Suko lächelte kalt. »Ich denke, dass da Aussage gegen Aussage steht, Professor.«

»Wobei Sie sich auf die Seite des Mörders gestellt haben.«

»Wir versuchen, neutral zu sein.« Elax drehte den Kopf so, dass er Maxine anschauen konnte. Sie empfand den Blick seiner kalten, dunkelblauen Augen schon mehr als unangenehm und wäre ihm am liebsten ausgewichen, aber sie hielt seinem Blick trotz allem stand.

»Sie stehen auch zu der Geschichte, Mrs. Perkins?«
»Unbedingt.«

»Dann sind auch Sie eine Lügnerin.«

Max schrak zusammen. Aber sie zeigte es nicht.

»Bitte, ich möchte nicht, dass Sie so von mir reden, und werde deshalb ...«

»Sie werden gar nichts, Mrs....«, er lächelte widerlich und auch wissend, »Perkins. Oder sollten Sie -«, Elax drückte die Spitze seines rechten Zeigefingers gegen sein Kinn, »- gar nicht Glenda Perkins heißen, Madam?«

Max erschrak noch einmal. »Wie kommen Sie darauf?«

»Ganz einfach. Ich sehe es Ihnen an. Ich bin der perfekte Rater. Ich kann erkennen, wenn man mich belügt, Mrs. Maxine Wells!«

Die letzten beiden Worte hatte er mit einer süffisanten Genugtuung ausgesprochen.

Die Tierärztin fühlte sich plötzlich wie in einer Eissäule sitzend und war nicht in der Lage, ein Wort zu sagen.

Auch Suko schwieg. Er war ebenso überrascht gewesen wie

seine Begleiterin, doch er hatte seine Überraschung besser verbergen können und zeigte keine Reaktion nach außen hin.

Innerlich schrillten längst sämtliche Alarmglocken, und für ihn stand fest, dass sie in einer Falle steckten. Dieser Mensch wusste verdammt gut Bescheid. Woher nur?

Es kam eigentlich nur eine Person in Betracht. Das war seine Assistentin. Die jedoch gab keine Antwort. Sie saß nach wie vor auf der Schreibtischkante und zeigte nicht nur einen spöttischen Gesichtsausdruck, sondern auch viel Bein.

»Sie sagen nichts, meine Herrschaften? Was ist mit Ihnen? Hat es Ihnen die Sprache verschlagen?«

Maxine konnte nicht anders. Sie musste jetzt das Wort übernehmen. »Woher kennen Sie meinen richtigen Namen?«

Der Professor musste lachen. »Nicht nur den kenne ich, Mrs. Wells. Ich weiß sogar, dass Sie dem Beruf der Tierärztin nachgehen. Ist das nicht ein kleines Wunder für Sie?«

Maxine war nicht in der Lage, eine Antwort zu geben.

»Nun ja, ich sehe, dass ich Sie überrascht habe. Ich mag es nicht, wenn man bei mir mit verdeckten Karten spielt. Da werde ich verdammt sauer. Sie müssen das verstehen. Ich forsche auf einem Gebiet, auf dem ich ein ASS bin. Und die Konkurrenz lässt sich immer viel einfalten, um an meine Ergebnisse heranzukommen. Sogar mit falschen Zeugen, mit falschen Angaben und ...«

»Moment mal!«, mischte sich Suko ein. »Es stimmt. Mrs. Wells ist nicht meine Kollegin. Aber Dr. Cannon hat nur einen Ausweis verlangt, und zwar meinen. Nicht den von Mrs. Wells. Wenn Sie die Dinge so sehen, liegen wir nicht mehr weit auseinander. Wir haben also nicht bewusst gelogen.«

»Ja«, sagte der Professor, »so kann man es auch sehen. Aber ich bin ein misstrauischer Mensch. Ich gebe auch zu, dass mir ein Fehler passiert ist, selbst ich bin nicht perfekt, aber ich hasse es, wenn man mich hinters Licht führen will. Das kann ich nicht vertragen. Ich glaube Ihnen die Geschichte mit dem

Mörder einfach nicht. Sie sind aus einem anderen Grund gekommen.«

Suko und Maxine wussten, dass die Karten für sie schlecht verteilt waren. Nur dachte der Inspektor nicht daran, bestimmte Dinge zuzugeben, er versuchte, das »Genie« aus dem Konzept zu bringen.

»Sorry, aber wir sind nicht von der Konkurrenz hergeschickt worden, um zu spionieren. So einfach lassen sich Polizisten nun wirklich nicht kaufen.«

»Das habe ich auch nicht behauptet. Für mich gibt es einen anderen Grund.«

»Dürfen wir ihn erfahren?«

»Klar, deshalb sind Sie doch hier. Sie werden sogar noch vieles zu Gesicht bekommen, wovon andere nur träumen können. Ich denke, dass sie eine bestimmte Person getroffen haben.«

»Welche denn?«

»Sie heißt Carlotta!«

Maxine und Suko schwiegen.

Elax leckte wieder über seine Lippen. »Ja, Carlotta. Das Mädchen, das man als Wunder bezeichnen kann. Als mein Wunder. Als meinen Windjäger. Ich habe es so erschaffen. Ich bin ihr Erbauer, wenn Sie so wollen. Carlotta ist mein Geschöpf. Sie kann der Prototyp einer neuen Generation von genmanipulierten Lebewesen werden, aber leider ist sie mir zu früh entkommen. Carlotta war noch nicht reif für die Welt, verstehen Sie. Aus diesem Grunde musste ich sie mit allen mir zur Verfügung stehenden Mitteln zurückbekommen. Das musste auch Ihnen klar sein, wenn Sie sich mal in meine Lage versetzen. Ich brauchte Carlotta zurück, und ich bin sehr ärgerlich darüber, dass es inzwischen Zeugen gibt. Auf der anderen Seite muss ich zugestehen, dass die Zeugen auch anders hätten ausfallen können. Da bin ich mit Ihnen recht zufrieden. Ein Teil meines Rückholplans ist schon gelungen.

Der andere wird auch kein Problem sein.«

»Dann haben Sie Babur geschickt!«, flüsterte Maxine.

»In der Tat!«

Max ballte die Hände zu Fäusten. Sie ärgerte sich darüber, dass sie in ihrer Wut hochrot anlief, aber sie konnte sich nicht mehr beherrschen. Es musste einfach raus.

»Sie haben es in Kauf genommen, dass ein Kind und auch Unschuldige wie ich es bin, getötet werden?«

»Es ging um die Sache!«

»Keine Sache auf der Welt ist es wert, dass Menschen deswegen sterben, Elax ...«

Er lachte in ihre Worte hinein, und auch die Cannon schüttelte den Kopf. »Hören Sie doch mit dem moralinsauren Gewäsch auf. Das bringt nichts. Hier geht es um Fortschritt. Jeder, der ihn behindert, muss aus der Welt geschafft werden, damit die Bahn frei bleibt.«

»Ist das Ihr Credo?«

»Natürlich!«

»Dann sind Sie für mich ein menschliches Schwein. Ich werde Sie ...«

»Nein, nein, nein!« Der Professor hob seine schlanken Hände. »Bitte keine Drohungen. Sie würden sich selbst keinen Gefallen tun. »Ich weiß, dass sie bewaffnet sind und Ihre Waffen gern gegen mich ziehen würden. Sie können es tun - alle beide. Aber ich muss Ihnen zugleich sagen, dass sie dann sofort und auf der Stelle tot sein werden. Das ist kein Bluff ...«

Er hatte sich bei seinen letzten Worten leicht vom Stuhl erhoben und ließ sich nun wieder sinken.

Max schaute Suko an. »Glaubst du das?«

»Sei vorsichtig.«

»Sehr gut, Suko, ausgezeichnet«, sagte Elax. »Endlich mal jemand, der gewisse Dinge einsieht. Vorhin ist der Name Babur gefallen. Die Lady hier hat ihn erwähnt. Wie schön, dann brauche ich ihn erst gar nicht vorzustellen, denn er steht

hinter Ihnen. Was er in seinen Händen hält, ist keine Zuckerstange.«

Elax sagte nichts mehr. Er war der Sieger auf der ganzen Linie, denn durch sein lautes Sprechen hatten die beiden das Öffnen der Tür überhört. Zudem stand im Gang auch kein Fenster offen. Es gab keinen Luftzug, und die Ärztin merkte, dass ihr ein kalter Eissplitterregen über den Rücken rann.

»Sie können sich ruhig umdrehen, Verehrteste!«

Während sie das tat, dachte Suko über Möglichkeiten nach, aus dieser Falle herauszukommen. Ihm fiel sein Stab ein, mit dem er die Zeit anhalten konnte.

Er wäre auch herangekommen, aber er hätte seine Hand zum Jackettausschnitt hochführen müssen, und diese Bewegung wäre bestimmt falsch verstanden worden. Er wusste, dass der Professor nicht geblufft hatte, denn Suko konnte den Mann hinter ihm förmlich riechen.

Er wusste, dass ein Mensch dort stand, und er sah, dass sich Maxine gedreht hatte und in die entgegengesetzte Richtung schaute.

Sie sah Babur vor sich.

Und sie sah die Maschinenpistole in seinen Händen ...

Ende des zweiten Teils